



EIGENTUM
DES
INSTITUTS
FÜR
WELTWIRTSCHAFT
KIEL
BIBLIOTHEK
Nr. I 13392

Die Bevölkerung-Frage

in ihrer Bedeutung

den sozialen Verhältnissen der Gegenwart

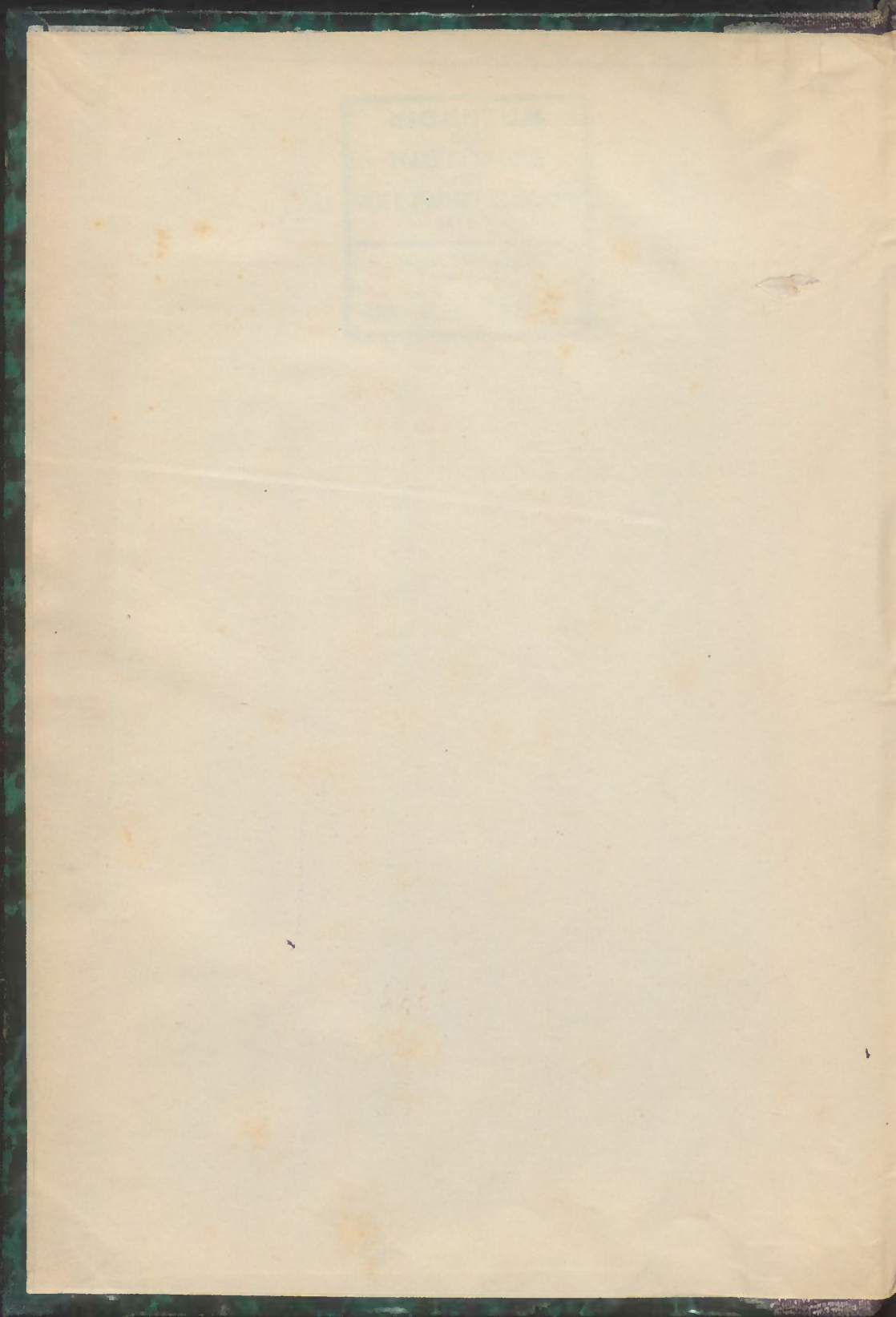
von
Otto Zacharow

Die Frage der Bevölkerung ist eine der wichtigsten Fragen der Gegenwart. Sie ist eine Frage, die sich nicht nur auf die wirtschaftliche, sondern auch auf die soziale, politische und kulturelle Entwicklung eines Volkes auswirkt. In der vorliegenden Schrift wird versucht, die Bedeutung der Bevölkerung für die Gegenwart zu verdeutlichen und die wichtigsten Probleme, die sich aus der Bevölkerungsforschung ergeben, zu skizzieren.

Verlag: Berlin, 1934

Juni, 1934

Verlag: Berlin, 1934



Die Bevölkerungs-Frage

in ihrer Beziehung

zu

den socialen. Nothständen der Gegenwart.

Von

Dr. Otto Zacharias.

Oft wird das Ergebniss thierähnlicher Pro-
liferation als „Segen Gottes“ gepriesen; als ob
nicht dem Menschen die Gottesgabe der Vernunft
geworden wäre, um die Folgen der unproductiven
Volksvermehrung einzusehen und zu verhüten.
Schäffle.

Vierte, durchaus neu bearbeitete Auflage.



3324
Jena, 1883.

Friedr. Mauke's Verlag
(E. Schenk).



Die Bevölkerungs-Frage

in ihrer Entwicklung

den sozialen Zuständen der Gegenwart

von Otto Jacobson

Der Verfasser behält sich das Uebersetzungsrecht vor.



Vorwort.

Die ersten drei Auflagen dieser Schrift sind rasch vergriffen worden, und es hat sich die Nothwendigkeit herausgestellt, um der fortdauernden Nachfrage zu entsprechen, eine vierte Auflage zu veranstalten. Selbige übergebe ich hiermit der Oeffentlichkeit und bemerke, dass ich die frühere Darstellung in allen Punkten erweitert und einer eingehenden Durchsicht unterzogen habe.

Es ist nach wie vor meine feste Ueberzeugung, dass eine Discussion der Bevölkerungsfrage für uns unvermeidlich geworden ist. Eine Anzahl von namhaften Volkswirthen theilt diese Ansicht mit mir. So möge denn die vorliegende Schrift dazu beitragen, dass das Für und Wider in einer so wichtigen Sache ohne parteiische Voreingenommenheit erörtert werde.

Hirschberg i/Schl.
September 1888.

Dr. Otto Zacharias.

Vorwort

Die ersten drei Auflagen dieser Schrift sind rasch vergriffen worden, und es hat sich die Notwendigkeit herausgestellt, ein drittes, erweitertes, und verbessertes, aber vor allem, das die Fortschritte der Wissenschaft in der letzten Zeit berücksichtigen soll, zu veröffentlichen. Die vorliegende Ausgabe ist daher in allen Punkten neu bearbeitet, und es ist die Hoffnung, dass sie den Lesern willkommen sein wird.

Es ist mir eine Freude, dass diese Schrift, die ich vor Jahren begonnen habe, noch heute von Interesse ist. Die Wissenschaften haben sich in der Zwischenzeit so sehr erweitert, dass es notwendig war, die Schrift zu erweitern. Ich hoffe, dass diese neue Ausgabe den Lesern willkommen sein wird.

Hirschberg, den 1. September 1871.

Dr. Otto Neubauer.

Inhalt.

- I. Die Uebervölkerungstendenz als biologische Thatsache.
 - II. Bevölkerungszunahme und Wohlstand.
 - III. Malthus und Darwin.
 - IV. Die rasche Volksvermehrung in Deutschland und deren Folgen.
 - V. Schlusswort.
-

Inhalt

- I. Die Wirtschaftswissenschaften als interdisziplinäre Wissenschaft
- II. Die Wirtschaftswissenschaften und die Naturwissenschaften
- III. Die Wirtschaftswissenschaften und die Sozialwissenschaften
- IV. Die Wirtschaftswissenschaften und die Geisteswissenschaften
- V. Die Wirtschaftswissenschaften und die Ingenieurwissenschaften

I.

Die Uebervölkerungstendenz als biologische Thatsache.

Sapere aude.

Wir stehen, was die Vorkehrungen anbelangt, welche die Natur für die Erhaltung und Fortpflanzung unserer Gattung getroffen hat, unter der Herrschaft von Gesetzen, welche die gesammte organische Welt umfassen. Jedes Geschöpf wäre im Stande, wenn seiner Vermehrung nicht zu irgend einer Zeit ein Ziel gesetzt würde, die Erdoberfläche in wenigen Jahrhunderten mit seiner Nachkommenschaft ganz zu bedecken. Linné hat schon ausgerechnet, dass, wenn eine einjährige Pflanze nur zwei Samen erzeugte (und keine Pflanze propagirt sich so sparsam) und ihre Sämlinge im folgenden Jahre wieder zwei gäben u. s. f., sie in zwanzig Jahren bereits eine Million Pflanzen erzeugt haben würde.

Im Thierreich ist die Reproduktionskraft in noch viel stärkerem Masse wirksam. So kann — nach einer Calculation von Leuckart — das Weibchen des Störs alljährlich etwa drei Millionen Eier hervorbringen; ein solches vom Kabeljau sogar vier Millionen. Ein einziges Kaninchenpaar vermag sich in einem Zeitraum von 4 Jahren — unter günstigen Bedingungen — auf eine volle Million Individuen zu vermehren. Der Elephant gilt allgemein als das sich am langsamsten fortpflanzende Thier. Er erlangt seine Geschlechtsreife erst mit dem dreissigsten Jahre und bleibt bis zum neunzigsten zeugungsfähig. Machen wir nun die Annahme, dass er in dieser Zeit nur drei Paar Junge zur Welt bringe, und dass er hundert Jahre alt werde, so beläuft sich, wie eine einfache aber von Darwin zuerst angestellte Berechnung

ergiebt, die Nachkommenschaft eines einzigen Paares nach 740 — 750 Jahren dennoch auf nahezu 19 Millionen. Dergleichen Zahlenverhältnisse setzen stets in Erstaunen, und doch haben wir es in allen diesen Fällen nur mit den Ergebnissen eines einfachen, aber permanent wirkenden Naturgesetzes zu thun.

Ein Blick in die niedere Thierwelt zeigt uns noch viel stupendere Reproductionsverhältnisse. Der gesammte Einhalt eines weiblichen Spulwurms ist, nach einer Aufstellung des berühmten Helminthologen Eschricht, auf 64 Millionen zu veranschlagen. Denkt man sich nun jedes dieser zahlreichen Eier als ein mikroskopisch kleines Kügelchen von 0,05 Millimeter Durchmesser und von dem specifischen Gewichte des Wassers, so ergiebt das eine Masse von 41 856 Milligramm. Da nun der ausgewachsene weibliche Spulwurm ein Reingewicht von 2,4 Gramm (mit Eierstock 3,4 Gr.) besitzt, so producirt derselbe in einem einzigen Jahre auf 100 Gramm Körpergewicht nicht weniger als 174 000 Gramm Eisubstanz. Das ist 13 Mal soviel als die Bienenkönigin, deren Productivität für 100 Gramm etwa 13 000 Gramm trägt.

Da nun das menschliche Weib, wenn es ein Kind gebiert, im Laufe des Jahres auf je 100 Gramm ihres Körpergewichts etwa 7 Gramm producirt, so ist der Spulwurm im Vergleich hiermit so fruchtbar, wie ein Weib, welches täglich 70 — sage siebenzig! — Kinder zur Welt brächte. Freilich entspricht dieser colossalen Vermehrung auch eine massenhafte Zerstörung an Keimen. Ein Bild hiervon giebt uns Leuckart in seinem grossen Parasitenwerke anlässlich einer Besprechung des sogenannten „Gesetzes der grossen Zahl“. Ein Bandwurm hat, nach Leuckarts Annahme, die durchschnittliche Lebensdauer von 2 Jahren. Er producirt in dieser Zeit etwa 1500 Glieder, je mit 53 000 Eiern, also im Ganzen eine Summe von 85 Millionen. Bleibt nun die Zahl der Bandwürmer im Mittel die gleiche, wie wir wohl annehmen dürfen, so entwickelt sich von 85 Millionen Eiern erst eins wieder zu einem Bandwurme¹⁾. Die Wahrscheinlichkeit der vollen Ausbildung ist für einen Bandwurm demnach $\frac{1}{85\ 000\ 000}$!

Einer Abhandlung von Weinland in den Württemb. naturwissenschaftl. Jahresheften²⁾, die sich auf die biologischen Ver-

1) R. Leuckart: Die Parasiten des Menschen, 2. Aufl. I. S. 108.

2) 1860, XVI. S. 39.

hältnisse der Korallen bezieht, entnehme ich gleichfalls eine Stelle, die von der obwaltenden Zerstörung organischer Keime einen recht anschaulichen Begriff giebt. Weinland schreibt: „In der Fortpflanzungszeit der Korallenpolypen schwärmen Myriaden mikroskopischer Embryonen in der Nähe der Mutterstöcke und an den Uferfelsen umher; Millionen von ihnen werden oft durch eine Welle in's Meer hinausgerissen und sind verloren; eine andere Welle wirft Millionen auf's trockene Land; Millionen mögen sich an Orten festsetzen, wo sie nie wachsen können, da jeder Art ihre bestimmte Meerestiefe angewiesen ist — aber wenn nur einer von einer Million die seinem Wachsthum entsprechende Localität findet, so hat die Natur ihren Zweck, die Fortpflanzung der Art, erreicht. Und wenn dieser Eine an einem Orte sich festsetzt, wo vorher kein Korallenstock war, vielleicht Hunderte von Meilen vom Mutterstock entfernt, so hat er den Grund zu einem neuen Korallenfelsen gelegt, der vielleicht nach einigen Tausend Jahren als Insel über der Meeresfläche erscheint. Jene Embryonen nämlich saugen sich, sobald sie irgendwo einen festen Punkt vorfinden, daran fest. Ein Instinkt, der sie gerade an die ihnen günstigen Plätze führen würde, ist nicht wohl anzunehmen; deshalb eben producirt die Natur solche Massen, dass vermöge einer einfachen Wahrscheinlichkeitsrechnung nothwendig der Eine oder der Andere am rechten Orte sich anheftet.“

Aber nicht bloss in Bezug auf die Thiere, sondern auch betreffs der Menschengattung gilt jenes merkwürdige „Gesetz der grossen Zahl.“ Es giebt thatsächlich keine Ausnahme von der Regel, dass jedes organische Wesen sich auf natürliche Weise in dem Grade vermehrt, dass, wenn nicht Zerstörung einträte, die Erde bald von der Nachkommenschaft eines einzigen Paares ganz erfüllt sein würde. Auch der Mensch, welcher sich doch nur langsam fortpflanzt, verdoppelt unter günstigen Nahrungs- und Erwerbsverhältnissen seine Anzahl in 25 Jahren, und bei so fortschreitender Vervielfältigung würde die Welt schon nach einigen tausend Jahren buchstäblich keinen Raum mehr für seine Nachkommenschaft haben. Benjamin Franklin, dem Niemand ein scharfsinniges Urtheil über Menschen und Dinge absprechen wird, bemerkt bereits, dass der fruchtbaren Natur der Pflanzen und Thiere keine andere Grenze gesetzt ist, als die ihrer massenhaften Ansammlung und des ge-

gegenseitigen Eingreifens in ihre Subsistenzmittel. Brächte die Erde, so sagt er, keine anderen Pflanzen hervor, so könnte sie allmählich mit einer einzigen Art besät und bedeckt werden, wie z. B. mit Fenchel; und hätte sie keine anderen Bewohner, so könnte sie in wenigen Jahrhunderten wieder bevölkert werden von einer einzigen Nation, wie z. B. von den Engländern.

Dass dem Menschengeschlecht die Fähigkeit innewohnt, sich unter günstigen Umständen in fünfundzwanzig Jahren durch Zeugung zu verdoppeln, ist ein so wichtiger Satz, dass es angemessen erscheint, die statistischen Data anzuführen, auf denen derselbe ruht. Diese Angaben finden sich vorzugsweise in den Censustabellen der Vereinigten Staaten, die seit 1790 alle zehn Jahre veröffentlicht worden sind. Der englische Prediger Malthus hat diese Tabellen zu einem Artikel über „Bevölkerung“ benutzt, welchen er für die *Encyclopaedia Britannica* schrieb. Aus dieser hochinteressanten Abhandlung gebe ich nachstehend eine Zusammenstellung der Resultate. Nach einer im Jahre 1790 auf Befehl des Congresses unternommenen Schätzung, deren wesentliche Richtigkeit alle Umstände verbürgen, belief sich die weisse Bevölkerung der vereinigten Staaten auf 3 164 148. Eine Schätzung derselben Art im Jahre 1800 bewies, dass sie auf 4 312 814 angewachsen war. Sie hatte sich mithin in einem Zeitraum von 10 Jahren um 36,3 Procent vermehrt, ein Verhältniss, das die Bevölkerung in 22 Jahren und fünftehalb Monat verdoppeln würde. Nach einer dritten, im Jahre 1810 gemachten Schätzung, belief sich die weisse Bevölkerung auf 5 862 092, eine Zahl, die verglichen mit der Bevölkerungsziffer von 1800 ein Zunahmeverhältniss von beinahe 36 Procent giebt, dessen Fortdauer die Bevölkerung in $22\frac{1}{2}$ Jahren verdoppeln würde. Die vierte Schätzung, im Jahre 1820, ergab eine weisse Bevölkerung von 7 861 710, was verglichen mit der Bevölkerung von 1810, ein Zunahmeverhältniss von 34,1 liefert, dessen Fortdauer die Bevölkerung in 23 Jahren und 7 Monaten verdoppeln würde. Wenn man die Periode, in welcher sich die Bevölkerung während der ungünstigsten zehn Jahre dieser Reihe verdoppeln würde, mit 25 Jahren vergleicht, so wird man finden, dass der Unterschied die Vermehrung, welche die Einwanderung hervorgebracht haben kann, vollständig ausgleicht. Wenn man diesen Beweisen der raschen Bevölkerungszunahme, welche factisch stattgefunden hat,

die Erwägung hinzufügt, 1) dass dieses Zunahmeverhältniss eine Durchschnittszahl darstellt, die auf ein sehr ausgedehntes Gebiet anwendbar ist, von dem — wie bekannt — einige Theile ungesund sind, 2) dass einige Städte der Vereinigten Staaten heute sehr volkreich sind, dass viele Einwohner gezwungenermassen ungesunde Beschäftigungen haben und so einer gewissen Decimierung ausgesetzt sind, welche auch in andern Ländern ihre Wirkung thut, wenn man 3) die Einwanderung in Anschlag bringt, so scheint es ganz unbestreitbar, dass das Verhältniss, in welchem die Bevölkerung der Vereinigten Staaten in den Jahren von 1790 — 1820 zugenommen hat, der wirklichen Fähigkeit des Menschengeschlechts, sich unter günstigen Verhältnissen zu vermehren, bei weitem nicht gleichkommt. Aus diesen und anderen That-sachen zieht Malthus den Schluss, dass man mit völliger Sicherheit behaupten könne, die Bevölkerung werde sich — wenn keine hemmenden Ursachen vorhanden sind — alle fünfundzwanzig Jahre verdoppeln.

Dies ist jedoch keineswegs der kürzeste Zeitraum, in welchem eine Verdoppelung der Bevölkerung stattfinden kann. Denn Darwin theilt uns mit, dass die Einwohner der Pitcairn-Insel, welche im Juni 1856 nach der Norfolk-Insel übergeführt wurden, bestehend aus 60 verheiratheten Personen und 134 Kindern, sich in $11\frac{1}{2}$ Jahren von 194 auf 300 Personen vermehrt hatten. Wenn die Bevölkerung Europas, die heute etwa 300 Millionen beträgt, sich in dieser Proportion vervielfältigen wollte, so würde sie in weniger als 50 Jahren an Zahl so zugenommen haben, dass die Erde als Wohnort für sie zu klein sein würde.

Ihre Absicht, die Menschengattung zu vervielfältigen und auszubreiten, konnte die Natur auf keinem andern Wege realisiren, als dadurch, dass sie die Entstehung eines Menschen — ebenso wie die Fortpflanzung eines höheren Thieres — von der Vereinigung zweier Formen von lebender Materie abhängig machte, welche sich in verschiedenen Individuen entwickeln, die man Mann und Weib nennt. Der Vorgang der Zeugung ist das wunderbarste Phänomen in der organischen Welt. An einer gewissen Stelle des Körpers eines Individuums (des männlichen) bilden sich zahllose Copien von mikroskopischer Grösse, die Spermatozoen. In jeder einzelnen Copie ist das Original bis in ein sehr minutöses Detail enthalten, obgleich es vollkommen unbegreiflich ist,

auf welche Weise jeder kleinste Körpertheil sich an dem Entstehungsorte der Copie, oder vielmehr der Millionen von Copien abzuspiegeln, oder sonst zur Geltung zu bringen vermag. Ganz ebenso wunderbar ist die Bildung der Eier im weiblichen Organismus. Jedes Ei ist ebenfalls eine bis auf ausserordentlich geringe Kleinigkeiten getreue Copie des mütterlichen Originals. Zu alledem kommt nun noch das zur Zeit völlig unlösbare Räthsel, dass zwei Copien — ein Spermatozoon und ein Eichen — sich mit einander verbinden müssen, um eine einzige gemeinsame Copie der beiden betreffenden Originale hervorzubringen, wobei die Copie bald dem einen, bald dem andern der beiden Originale sich genauer anschliesst, oft aber auch eine bedeutende, selbständige Abweichung von jenen documentirt.

Die Mehrzahl der Menschen denkt über dieses Wunder gar nicht nach. Viele wünschen die unleugbare Thatsache, dass der Mensch sich auf eine analoge Weise wie die höheren Thierformen fortpflanzt, ganz und gar todtgeschwiegen zu sehen. Diese elende Prüderie, welche nicht selten Hand in Hand mit einer verabscheuungswerthen Frivolität in Worten und Werken geht, muss aufhören, wenn wir unsere Weltanschauung auf eine klare und gesunde Basis stellen wollen. Nicht bloss der wissenschaftliche Fachmann, sondern auch der gebildete Laie muss darüber unterrichtet sein, dass jedes menschliche Leben durch den Geburtsakt in zwei Abschnitte zerlegt wird, von denen der eine mit der winzigen Eizelle anhebt und bis zur Wiege, dem Symbol der frühesten extra-uterinen Jugend, reicht — während der andere, der Zeit nach längere, sich von hier aus bis zur Bahre erstreckt. Jedermann weiss zwar, dass sich der Schmetterling aus der Puppe, und diese Puppe aus einer ganz davon verschiedenen Raupe, sowie die Raupe aus dem Ei des Schmetterlings entwickelt; aber mit Ausnahme der Aerzte wissen nur Wenige, dass der Mensch während des vierzigwöchigen, der Geburt vorausgehenden Zeitraumes, eine Reihe von Verwandlungen durchmacht, die nicht weniger merkwürdig sind, als die allbekannte Metamorphose des Schmetterlings. Eine solche individuelle Entwicklung hat der Mensch nicht bloss mit den ihm zunächst stehenden Säugethieren, sondern auch mit den übrigen Vertretern des Wirbelthiertypus, mit Vögeln, Reptilien, Amphibien und Fischen gemein. In Bezug auf den allerersten Anfang, bezüglich des Umstandes nämlich,

dass der Mensch aus einer mikroskopischen Eizelle hervorgeht, lässt sich die Analogie der Keimes-Entwicklung noch viel weiter in die Thierwelt hinab erstrecken. Diese Beobachtung ist keineswegs neueren Datums. Schon vor 200 Jahren, also lange vor Darwin (auf dessen Conto man sonst gern jede mit der bigotten Weltauffassung in Widerspruch stehende Ansicht setzt) hat ein berühmter, aber streng-gläubiger holländischer Naturforscher — Johann Swammerdam — die Wahrnehmung einer solchen Uebereinstimmung gemacht. In seiner „Bibel der Natur“, und zwar in der vortrefflichen Abhandlung über die Bienen, schreibt Swammerdam wörtlich: „Auch das alleredelste unter den Geschöpfen, ich meine den Menschen, nimmt seinen Ursprung aus einem Ei, kann also in Ansehung seiner ersten Herkunft sich über die kleinsten Thiere und das Ungeziefer nicht erheben.“

Wir haben es hier keineswegs mit einer bloss erschlossenen Wahrheit und noch viel weniger mit einem speculativen Hirngespinnst, sondern mit einer Thatsache zu thun, die sich jeden Augenblick demonstrieren lässt. Ein Querschnitt, den wir durch das Ovarium eines menschlichen Weibes machen, zeigt uns bei mikroskopischer Betrachtung die Hundert und aber Hunderte von Primordialeiern, welche morphologisch und genetisch (d. h. ihrer Gestalt und Herkunft nach) lediglich den Werth einer einfachen Zelle besitzen. In den Eierstöcken anderer Wirbelthiere tritt uns ganz dieselbe Erscheinung entgegen und auch bei den Wirbellosen ist kein principieller Unterschied vorhanden. Was die Massenhaftigkeit der in einem menschlichen Ovarium enthaltenen Keimzellen anbelangt, so sehen wir auch hier das Gesetz der grossen Zahl bethätigt. Der Göttinger Anatom Henle giebt die Anzahl der in einem einzigen Eierstock (beim Menschen) vorhandenen Primordialeier auf 30 000 an. Diese Menge würde, wie ein anderer Forscher (Waldeyer), der Henle's Angabe controlirt hat, mit Recht bemerkt, auch für ein zeugungsfähiges Alter, wie das unserer biblischen Erzmütter, vollkommen ausreichend sein, wenn wir annehmen, dass bei jeder Menstruation nur 2—3 Eier gelöst werden³⁾.

Durch die vorstehende Darlegung wird klar geworden sein, dass dem Menschen gerade so wie den Thieren die Fähigkeit

3) Prof. W. Waldeyer: Eierstock und Ei. 1870. S. 28.

innewohnt, sich in einer geometrischen Progression zu vermehren, wenn seiner Reproductionskraft freier Lauf gelassen wird. Auf diese unzweifelhafte Thatsache werden wir in den nachfolgenden Auseinandersetzungen immer wieder zurückkommen müssen: denn sie enthält den Kernpunkt der sogenannten „Bevölkerungsfrage“.

Ich schliesse dieses Capitel mit einigen allgemeineren Betrachtungen. Am 16. December 1876 hielt der englische Physiolog Thomas Huxley im South-Kensington-Museum einen wissenschaftlichen Vortrag, aus dem ich mir folgende bemerkenswerthe Stelle notirt habe. „Sie dürfen sich nicht wundern“ — so äusserte der berühmte Redner — „wenn Sie gelegentlich einen Biologen sich auf das Gebiet der Staatslehre begeben oder sich mit menschlicher Erziehung befassen sehen, denn diese Fächer bleiben doch schliesslich ein Theil seines Reiches, den er nur freiwillig verlassen hat.“

Ich reproducire hier diese Aeusserung Thomas Huxley's absichtlich deshalb, um der allbekannten Tactik der Gegner, welche in unbequemen Fällen die Behauptung aufstellen, dass diese oder jene Erörterung nicht zur Sache gehöre, ein für allemal den Boden unter den Füßen wegzuziehen. So sicher der Mensch mit all' seinem Thun und Denken ein Gegenstand der Biologie, der Wissenschaft von den Lebenserscheinungen ist, so sicher gehören eigentlich auch Politik und Nationalökonomie in das Gebiet dieser Wissenschaft. Aus Gründen der Arbeitstheilung sind wir freilich genöthigt gewesen, provisorische Scheidewände zu errichten und uns bei der Beschäftigung mit politischen und volkswirtschaftlichen Dingen so zu geriren, als ob dieselben mit den sonstigen biologischen Erscheinungen gar nichts zu thun hätten. Aber dies geschah doch stets mit dem ausdrücklichen Vorbehalt, dass hier kein Verjährungsrecht Platz greife und dass es uns immer wieder freistehen müsse, jene künstliche Trennung aufzuheben und den natürlichen Zusammenhang wieder herzustellen.

Indem ich nun im Nachstehenden das Thema der Bevölkerungsfrage vom naturwissenschaftlichen Standpunkte aus discutire, nehme ich die zwischen der ökonomischen Wissenschaft und der allgemeinen Biologie aufgerichtete Scheidewand hinweg und mache den Versuch, den Einfluss jener fundamentalen Gesetze, von

denen das Dasein und die Erzeugung menschlicher Organismen abhängt, auf die Gestaltung unserer staatlichen und wirthschaftlichen Ordnung nachzuweisen.

Es ist für Jeden, der sehen will, klar: dass das Studium der Fortpflanzungsgesetze einen Cardinalpunkt der jetzt erst in ihren Anfängen vorhandenen sociologischen Wissenschaft bilden muss. Ehe dieses Postulat allgemein anerkannt sein wird, muss freilich erst ein Berg von Vorurtheilen weggeräumt werden, aber diese Wegräumung wird eines künftigen Tages sicher erfolgen; und dann wird man sich wundern, dass dasselbe Geschlecht, welches den Gotthard durchbohrte und ein Kabel auf den Grund des Oceans deponirte, davor zurückschreckte, die Frage aufzuwerfen: ob nicht auch die organische Reproductionskraft wie alle übrigen Naturkräfte gezügelt werden müsse, anstatt dass man ihr, wie es bisher geschah, zum Verderben der ganzen Race den freiesten Lauf lässt.

Was ist denn eigentlich Civilisation? Ist es nicht das Streben und Ringen nach einem Zustande, wo die Vernunft des Menschen die rohen und egoistischen Triebe, die unseres Fleisches Erbtheil sind, mehr und mehr einengt, resp. in Bahnen leitet, in denen sie sich, ohne Schaden anzurichten, geziemend bethätigen können? Warum soll nun diese Civilisation nicht noch weiter fortzuschreiten vermögen und nicht auch den rücksichtslosesten aller natürlichen Triebe zu zügeln, oder wenigstens zu neutralisiren streben?

Meiner Ansicht nach hat der Widerwille, mit dem man hier und dort noch immer einer Discussion der Bevölkerungsfrage gegenübertritt, seinen Hauptgrund in dem Umstande, dass sehr viele Leute ausgesprochenermassen der Meinung sind, es widerstreite der Weisheit eines allgütigen Schöpfers, wenn es sich bewahrheitete, dass jemals zuviel Menschen in einem Lande geboren werden könnten. Es ist also ein religiöses Bedenken, eine Scheu vor dem Betreten eines Gebietes, auf dem man mit dem Walten der Vorsehung in Conflict kommen zu können glaubt, was auch manchen sonst liberalen Mann abhält, sich mit unserem Thema zu befassen. Der Recurs an die schöpferische Weisheit wäre jedoch im obigen Falle nur zulässig, wenn Gott uns Menschen ohne Vernunft und Willenskraft in die Welt herein-

gestellt hätte. Da wir aber vermöge unserer Vernunft die natürlichen Folgen einer übermässigen Volksvermehrung einzusehen und zu verhüten im Stande sind, so ist es noch lange kein Zeugniß gegen die Güte und Allweisheit des Weltenschöpfers, wenn die unvernünftige Bethätigung des Reproductionstriebes da oder dort zu einer wirklichen Uebervölkerung führt.

II.

Bevölkerungszunahme und Wohlstand.

Es ist eine Irrlehre, dass die blosse Arbeit
Güterwerthe schaffe.

G. Rümelin.

Man nimmt gewöhnlich an, dass wenn die Kopfbzahl in einem Lande steige, auch der Wohlstand daselbst in gleichem Verhältnisse zunehmen müsse. Wie alle Sätze der Nationalökonomie, so ist auch dieser Satz nur mit einer gewissen Einschränkung wahr; eine allgemeine und unbedingte Gültigkeit darf er nicht beanspruchen. Eine rasche und stetig fortschreitende Zunahme der Bevölkerung wird einem Lande nur dann zum Segen gereichen, wenn die einzelnen Zweige der Volkswirtschaft sich eines gleich schnellen Wachstums erfreuen. Nur wenn der zweite Fall mit dem ersten zusammentrifft, ist ein günstiges Resultat zu erhoffen. Die Arbeitsgelegenheiten müssen sich in demselben Maasse vervielfältigen, wie die Bevölkerung zunimmt, wenn es nicht zahlreiche feiernde Hände und hungrige Magen geben soll. Dieser Umstand wird selbst von Leuten, welche die ökonomische Weisheit gepachtet zu haben glauben, vielfach ausser Acht gelassen. In jungen Colonien, wie Neu-Seeland, oder in sehr dünn bevölkerten Ländern, wie Sibirien, liegt die Sache natürlich anders als bei uns im Deutschen Reiche oder drüben in England. Da, wo der Ackerboden wohlfeil ist und das Land von geringem Ertrag noch gar nicht bebaut wird, hat die Menschenvermehrung selbstredend einen viel grösseren Spielraum, und es ist nicht zu befürchten, dass Vertheuerung der Lebensmittel und niedrige Löhne als Symptome dafür auftreten, dass Uebervölkerung im Anzuge ist, oder bereits begonnen hat.

Zacharias, Die Bevölkerungs-Frage.

Was versteht man denn unter „Uebervölkerung“? Welchen Sinn verbinden wir mit diesem vielgebrauchten Worte?

Manche Volkswirthe sind der Meinung, dass es ein Zuviel der Menschheit überhaupt nicht geben könne. „Nur die Halbcultur kennt den überlebten Begriff der Uebervölkerung“ — behauptet der verstorbene M. M. v. Weber, und er begründet diesen Satz damit, dass er sagt: „Die Nähr- und Genussstoffe, welche die Erdoberfläche producirt, reichen für jedes Maass der Bevölkerung unseres Planeten aus“ ⁴⁾.

Es überrascht einigermassen aus dem Munde eines so geistvollen Mannes wie M. v. Weber war, einen so wenig stichhaltigen Grund für die Unmöglichkeit des Eintritts einer Uebervölkerung zu vernehmen. Ganz gewiss producirt unsere Erde soviel Nährstoffe als das Menschengeschlecht, auch wenn es sich verdoppeln oder verdreifachen sollte, zu seinem auskömmlichen Unterhalte nöthig hat. Aber da die Kornähren, welche auf den üppigen Fluren Canada's wachsen, sich nicht von selbst über den atlantischen Ocean hinweg in unsere Speicher begeben, so muss der Arbeitsaufwand, der zur Erwirkung ihres Transportes erforderlich ist, mit anderen Arbeitsleistungen bezahlt, resp. gegen sie eingetauscht werden. Und hier kommen wir an den Punkt, der so oft übersehen wird. Wo sollen, so muss man fragen, die Tauschmittel zum Ankauf des canadischen Getreides herkommen, wenn sie nicht in der Heimath durch Arbeit erworben werden können? Dem Lohnarbeiter in Deutschland oder England, der aus Mangel an Beschäftigung zu feiern gezwungen ist (oder nicht genug verdienen kann), hilft aller Korn- und Fleischreichtum Amerika's nichts. Es mögen noch soviel Nähr- und Genussstoffe jenseits des grossen Wassers producirt werden, eine Quote für ihn ist nicht dabei, weil ihm das unentbehrliche Tauschmittel für den Erwerb — die Arbeit — fehlt. Ein Hallenser Professor der Medicin, Carl August Weinhold, sah diese Sachlage schon vor einem halben Jahrhundert ein. In einer 1829 erschienenen Schrift ⁵⁾ sagt derselbe wörtlich: „Zugegeben, dass ein vollständiges Gleichgewicht zwischen Thier- und Pflanzenwelt existire, was hilft uns denn Südamerika's ungeheure Fruchtbarkeit, wenn

4) Westermann's Monatshefte, November 1881.

5) Dr. A. Weinhold: Das Gleichgewicht der Bevölkerung. Leipzig 1829. S. 53.

der arme Weber des sächsischen Voigtlandes, sowie der englische Fabrikarbeiter, welche in den übervölkerten Fabrikstädten bei dem grössten Fleisse fast Hungers sterben, nichts davon geniessen können? Kein Land der Erde ist dem tropischen Amerika an Fruchtbarkeit gleich zu stellen. Die eine Palme giebt Sago, die andere Datteln, die dritte Kokosnüsse; die Yamswurzel liefert Brod, die Ananas Wein. Was wäre wohl mehr zu wünschen? Der Pisang liefert dreissig Mal mehr Nahrung als unsere besten Getreidefrüchte, und dennoch ändert dieser ganze grosse Naturreichthum nichts, weder bei unserer partialen noch absoluten hohen Bevölkerung. Mit den Floskeln über die Natur und deren Reichthum können wir nicht durchkommen.“

So Weinhold, der ein sehr scharfsinniger Mann in seinem Fache war und auch einen weiten Blick für alle menschliche Angelegenheiten besass. Viele Aerzte und Naturforscher stecken bekanntlich in Mitten ihrer Fachwissenschaft wie in einer Tonne und sehen nur zum Spundloch heraus. Zu diesen „Exacten“ gehörte Weinhold nicht.

Aber er sah bereits damals, was jetzt alle Welt sieht: dass nämlich Arbeitslosigkeit das schlimmste sociale Uebel ist.

Wo dieses Uebel um sich greift — wie bei uns in Deutschland — haben wir allen Grund zu vermuthen, dass die betreffenden Berufsarten mit einem Uebermaass an Arbeitskräften versehen sind, dass demnach eine relative Uebervölkerung vorhanden ist. Man muss zwischen dieser und der absoluten Uebervölkerung, die allerdings nur ein Gespenst ist, wohl unterscheiden. Denn der Fall, dass die Erde mit menschlichen Wesen so voll gepackt sein wird, dass sich Mann an Mann drängt, wie Sardinen in einer Blechdose, wird niemals eintreten.

Auch muss man sich hüten, Volksdichtigkeit mit Uebervölkerung zu verwechseln. Hierzu herrscht aber nicht bloss im grossen Publikum, sondern auch in den Kreisen der Fachleute eine unwiderstehliche Neigung vor. Ganz von selbst ergiebt sich aus dieser unrichtigen Grundauffassung der Schluss: dass in Ländern (oder Provinzen) mit geringer Volksdichtigkeit der Zustand einer Uebervölkerung eo ipso ausgeschlossen sei. Diese Ansicht ist jedoch falsch und nur dazu geeignet, Verwirrung in eine Discussion der Bevölkerungsfrage zu bringen.

Die blosse Thatsache einer grossen Volksdichtigkeit, die im

rheinischen Regierungsbezirk Düsseldorf z. B. 267 Bewohner auf den Quadratkilometer Bodenfläche zusammenpfercht, berechtigt noch keineswegs zu der Behauptung, dass hier schon effective Uebervölkerung vorhanden sei. Von dieser letzteren kann erst die Rede sein, wenn sich ein Missverhältniss zwischen der natürlichen Volksvermehrung und den zur Erhaltung der gesteigerten Menschenzahl nothwendigen Erwerbsquellen fühlbar macht. Wenn bei einer grossen Volksdichtigkeit der Beschäftigungskreis stetig erweitert werden kann und an Arbeitsgelegenheiten kein Mangel ist, so hat es mit der gesteigerten Bevölkerungszunahme keine Gefahr; die Menschenzahl darf dann noch immer weiter zunehmen, ohne dass repressive Tendenzen in Gestalt von Nahrungsmangel oder Kindersterblichkeit zu befürchten sind.

Aber was für einen oder einige Bezirke eines grossen Landes gilt, hat darum noch nicht für das ganze Land Giltigkeit. Wenn im Regierungsbezirk Düsseldorf durchschnittlich 267 Menschen auf dem Quadratkilometer leben können, so vermögen das in Ost- und Westpreussen, Pommern und Posen höchstens 52. Hier kann bei nur einigermaassen starker Vermehrung sehr leicht eine relative Uebervölkerung eintreten, weil die bereits vorhandene Bevölkerung wegen des überwiegenden Grossgrundbesitzes und des mangelnden kleinen Privateigenthums an ländlichem Boden keine ausreichende und nahrhafte Beschäftigung findet. Sind doch in Pommern von 10,49 Millionen Morgen Landes 6,57 Millionen in den Händen der Besitzer von 2595 Gütern, von denen jedes über 600 Morgen gross ist. Es ist also kein Wunder, sondern sehr natürlich, dass die zunehmende Auswanderung ihre Contingente hauptsächlich aus den östlichen und nordöstlichen Gegenden unseres Vaterlandes recrutirt. Wenn man, wie es oft geschieht, Pommern und Posen als Beweis dafür anführen will, dass die gesteigerte Auswanderung nichts mit unserer colossalen Volksvermehrung zu thun habe, so heisst das den wahren Sachverhalt vollständig ignoriren, um nur nicht die Thatsache der fortwährend drohenden Uebervölkerung anerkennen zu müssen. Eben weil es in den genannten Provinzen wenig Arbeitsgelegenheiten ausserhalb des Landbaues giebt, ist eine Steigerung der Volkszahl unmöglich. Geringe Volksdichtigkeit schützt hier also keineswegs vor Uebervölkerung. Prof. Adolf Wagner meint, dass nur ein rationelles Erbpachtsystem mit billigen Bedingungen

den deutschen Osten künftig befähigen könne, eine dichtere Bevölkerung zu ernähren, als er gegenwärtig besitzt.

Ich kenne die dortigen Verhältnisse viel zu wenig, um ein eignes Urtheil darüber zu haben, was zur Steuerung der Uebevölkerungsgefahr in Pommern und Posen wirthschaftlich zu geschehen hätte.

Auch die scandinavische Halbinsel und insbesondere Norwegen ist öfter als Beweis dafür angeführt worden, dass die neuerdings so sehr gesteigerte Auswanderung nicht mit Uebevölkerung zusammenhänge. Aber dieses Beispiel ist gleichfalls unglücklich gewählt. Norwegen ist freilich ein sehr dünnbevölkertes Land und zählt auf 316 195 Quadratkilometer noch nicht 2 Millionen Einwohner, während zum Vergleich das Königreich Sachsen auf noch nicht ganz 15 000 Quadratkilometern beinahe 3 Millionen Bewohner zählt. Dabei hat Norwegen auch eine sehr langsame Bevölkerungszunahme und es kommen dort jährlich auf 138 Lebende nur 1 Trauung, während wir im deutschen Reiche schon auf 100 Lebende (in derselben Zeit) 1 Eheschliessung zu verzeichnen haben. Aber trotz seiner geringen Bevölkerungsdichtigkeit steigert sich auch die Auswanderung aus Norwegen mehr und mehr. 1879 verliessen 9 500 Einheimische ihr nordisches Vaterland und zogen übers Meer nach Nord-Amerika. 1880 stieg die Auswanderung auf 23 000 und im vorigen Jahre auf 27 000 Köpfe. Bei näherem Zusehen ergibt sich, dass auch in diesem Falle die Ursache, welche zum Wegzuge antreibt, das Missverhältniss ist, in welchem die Zunahme der Erwerbsgelegenheiten zur Volksvermehrung steht. Auf der ganzen scandinavischen Halbinsel giebt es nur 8 Städte, die über 15 000 Einwohner haben. Die Mehrzahl der Ansiedelungen besteht aus zerstreuten Dorfschaften und einzelnen Gehöften, da nur die Küstenabhänge und einzelne Thäler wirklich bewohnbar sind; das sonstige Terrain besteht aus grossartigen Schneefeldern, Felsboden und Haide, auf denen der Ackerbau unmöglich ist oder sich wenigstens der Mühe nicht lohnen würde. Ein solches Land ist trotz seiner enormen Ausdehnung leicht übervölkert, wenn man mit dem Worte „Uebevölkerung“ den richtigen Sinn, nicht die Vorstellung von einem ameisenhaften Gewimmel verbindet, wie vielfach geschieht.

Im December 1880 fanden zu Christiania die Verhandlungen einer zur Revision des norwegischen Zolltarifs niederge-

setzten Storthingscommission statt, aus denen klar hervorgeht, dass man in den intelligenten Kreisen Norwegens eifrigst bemüht ist, alte Erwerbsgelegenheiten in ihrem Bestande zu sichern und womöglich neue ausfindig zu machen. Wo indessen diese letzteren zu suchen seien, wusste keins der Commissionsmitglieder anzugeben. Die dem freihändlerischen Laisser aller nicht zugethane Minorität der Mitglieder hielt es für ihre Pflicht hervorzuheben, dass weder bezüglich des Ackerbaues, des Betriebes der Waldungen, der Fischerei, der Schifffahrt noch der Rohmaterialien-Exportindustrie auf eine Steigerung der Erwerbsgelegenheiten zu rechnen sei.

Den Ackerbau betreffend wurde gesagt, dass die Entwicklung desselben in Norwegen darauf hinaus zu gehen scheine, durch zweckmässige Anwendung von Maschinen und durch Aenderungen der Betriebsmethode die Arbeitskräfte zu reduciren, wodurch derselbe keineswegs geeigneter als früher werde, eine wachsende Bevölkerung aufzunehmen, zumal die Cultur neuen Bodens in grösserem Umfange nicht zu erwarten stehe. Auch die Fischerei hielten Sachverständige nicht für capabel, eine grössere Bevölkerung als bisher zu beschäftigen. Eine Vermehrung der durch die Schifffahrt und den Betrieb der Waldungen sich darbietenden Erwerbsangelegenheiten wurde ebenfalls als unausführbar bezeichnet.

Das wirthschaftliche Non possumus war hiermit auf das Unzweideutigste ausgesprochen und die norwegische Bevölkerung, der durchaus nicht der Vorwurf einer übermässigen Kinderproduction (Polyteknia) gemacht werden kann, greift zu dem einzigen ihr noch übrigen Mittel seine Lage zu bessern: zur Gründung einer neuen Heimath auf überseeischem Boden. Es liegt also hier factisch eine Uebervölkerung in einem dünn bevölkerten Lande vor, womit der Beweis, dass eine grosse Volksdichtigkeit und wirkliche Uebervölkerung keineswegs identisch sind, auf das Ecclatanteste geliefert wird.

Nach dieser Abschweifung kehren wir zu unserem Hauptthema zurück. Es ist notorisch, dass die Nachfrage nach Arbeitskräften in manchen Berufsarten ganz verschwindend klein gegen das Angebot ist. Man beobachtet das nicht bloss in industriellen und gewerblichen Kreisen, sondern auch alle liberalen Professionen zeigen die Symptome von Ueberfüllung. Juristen, Ingenieure, Chemiker und Verwaltungsbeamte warten zu Hunderten auf An-

stellungen. Die Frequenz der Universitäten ist eine beispiellos grosse⁶⁾. Der beinahe sprichwörtlich gewordene Mangel an Volksschullehrern hat aufgehört; ebenso der an evangelischen Theologen. Zu jedem Posten, der in öffentlichen Blättern ausgeschrieben wird, melden sich eine Unzahl von Bewerbern. Und was die Auswanderung betrifft, so hat dieselbe Dimensionen angenommen, die an's Fabelhafte grenzen.

Was soll man zu diesen Thatfachen sagen? In Abrede stellen kann man sie nicht, also muss man sich nach einer Erklärung derselben umsehen. Manche Volkswirthe sind mit dem Schlagworte „Krisis“ bei der Hand; aber angenommen, eine solche läge vor, wie kommt es, dass dieselbe schon das zehnte Jahr dauert und dass sie sich nirgends so sehr fühlbar macht als in Deutschland? Unter einer Krise versteht man eigentlich nur eine vorübergehende Missstimmung im Geschäftsleben, keine chronische Erkrankung des ganzen wirthschaftlichen Organismus, wie sie gegenwärtig vorliegt. Von officieller Seite wird zwar dann und wann versichert, dass sich Handel und Industrie wieder heben — aber der Bürger spürt und bemerkt selbst noch wenig davon. Die Sache scheint also doch tiefer zu liegen. Bei genauer Erforschung der Thatfachen zeigt es sich, dass wir es nicht mit Störungen in einzelnen Productionszweigen, mit Absatzstockungen oder etwas dem Aehnlichen zu thun haben. Für diese müsste innerhalb der verflossenen 10 Jahre ein Tag des Ausgleichs erschienen sein. Nein — es liegen keine kleinen und speciellen, sondern grosse und allgemeine Störungsursachen vor. Wir glauben nicht zu irren, wenn wir die hauptsächliche derselben in dem Missverhältniss erblicken, welches bei uns zwischen der Volkszahl und dem Volkseinkommen eingetreten ist. Unsere Consumtions- und Kaufkraft ist hierdurch geschwächt und unsere industrielle Production lahm gelegt worden. Der handgreifliche Beweis hierfür ergibt sich aus einer Betrachtung der statistischen Verhältnisse. Die neueste Volkszählung (vom 1. December 1880) constatirt für das Deutsche Reich eine Seelenzahl von 45 234 061. Die Zunahme seit December 1871 beträgt hiernach über 4 Millionen. Um uns einen anschaulichen Begriff von dieser colossalen Vermehrung zu machen, müssen wir bedenken, dass Baden, Hessen und Elsass-

6) Vergl. Hans Prutz: Zur Universitätsfrage, Nr. 14 der „Gegenwart“. 1882.

Lothringen zusammen noch nicht 4 Millionen Bevölkerung besitzen. Für diesen grossen Menschenzuwachs sollen nun hinreichend Nahrungsmittel und Arbeitsgelegenheiten beschafft werden. Es wäre ein Wunder zu nennen, wenn sich diese Aufgabe ganz ohne Weiteres lösen liesse.

Vor etwa 30 Jahren hat der umsichtige Statistiker Viehbahn den mittleren Bedarf eines menschlichen Individuums an nothwendigen Unterhaltungsmitteln berechnet, und gefunden, dass derselbe im zollvereinten Deutschland betrug:

362 Pfund Getreidekörner,

51 Pfund Fleisch,

360 Liter Milch,

60 Stück Eier,

2 $\frac{1}{5}$ Pfund Wolle,

5 Ellen Leinwand

und 16 Ellen Baumwollenzeug.

Wohnung, Mobiliar, Licht, Feuerungsmaterial u. s. w. ist dabei ganz ausser Spiel gelassen. Multipliciren wir nun, nach dem Vorgange Rümelins, diese annähernden und gewiss eher zu niedrig gegriffenen Bedarfsziffern mit 4 135 000 (dem Bevölkerungszuwachs von 1871—1880) so ergibt sich ein jährlicher Mehrbedarf von

14 968 700 Centnern Getreidekörnern,

2 108 850 Centnern Fleisch,

1 488 600 000 Litern Milch,

248 000 000 Stück Eiern,

9 000 000 Pfund Wolle,

20 675 000 Ellen Leinwand,

und 66 000 000 Ellen Baumwollenstoffen.

Dieses Plus ist ganz enorm. Jene 15 Millionen Centner Getreidekörner repräsentiren beispielsweise den Ertrag von 700 000 Hektaren Land und der Mehrbedarf an Milch würde eine ganze Million weiterer Milchkühe erfordern. Wo sollen, so fragt der nüchtern denkende Volkswirth, diese ungeheuren Nahrungsmengen herkommen?

„Die liefert uns der Weltmarkt“ — lautet die schlagfertige Antwort des Tages. Aber wie lange werden diese Lieferungen Bestand haben, und mit was sollen wir sie schliesslich bezahlen? Mit dem Export unserer Fabrikate will es nicht mehr so recht fort, da die Getreide exportirenden Länder anfangen, ihrerseits

blühende Industrien zu entwickeln. Was dann, wenn diese den Import mehr und mehr beschränken? Das ist eine sehr ernste Frage. Aber abgesehen von diesen Zukunftsbetrachtungen, denen man im schlimmsten Falle das „après nous le déluge“ entgegen setzen könnte, muss sich doch jeder Denkende sagen, dass ein Volk, welches sein Brod und Fleisch vom Auslande kauft, nach und nach in eine ganz von den Conjecturen des Welthandels abhängige Lage versetzt wird. Eines Staates, wie Deutschland, ist eine solche precäre Existenz wenig würdig. Die Aufgabe eines Culturvolkes müsste es sein, sich aus dieser Abhängigkeit zu befreien und sich möglichst auf seine eigenen Hilfsquellen zu stützen. Was für grosse Verlegenheiten uns aus dem Abhängigkeitsverhältniss, in dem wir zu Nordamerika stehen, künftig erwachsen können, hat M. M. von Weber in der bereits citirten Abhandlung über die Bewegung der Nährstoffe angedeutet. Der genannte Schriftsteller, der die amerikanischen Verhältnisse aus eigener Anschauung kennen gelernt hat, schreibt: „Der endgültige Spruch darüber, mit welchen Gewalten die neue Welt über kurz oder lang in den Ernährungsprocess der alten Welt eingreifen werde, ist zunächst in die Hände der politischen Parteien der Vereinigten Staaten von Nordamerika gelegt. Noch ist der überaus tiefe Stand der Preise der Nährstofftransporte von den Productionsflächen aus nach den atlantischen Häfen und über den Ocean ein künstlich hervorgebracht, das Resultat von Kämpfen, welche möglicher Weise in dieser oder jener Art einmal ein Ende nehmen können. Auch ist eine Zeit denkbar, wo das Interesse der Verkehrsanstalten im Lande die Oberhand über das der Agricultur gewinnen kann. Das Hinaufgehen der Transportpreise würde dann den ganzen Export so gut wie verschwinden machen.“

So urtheilt ein durchaus nicht malthusianisch denkender Mann über die Zukunft. Aber was dann, wenn der Fall, dass der Getreideexport aus Nordamerika aufhörte, wirklich einträte? Wir können uns das Bild, was bei diesem Gedanken in unserem Geiste auftaucht, nicht bis in's Einzelne ausmalen, aber Theuerung und Hungersnoth sind jedenfalls die Hauptzüge, die dasselbe characterisiren werden.

Indessen nöthigt uns nicht bloss die im Nebel gehüllte Zukunft, sondern auch die sonnenbeschienene Gegenwart zu ernsten

Erwägungen. Wir haben einen jährlichen Ueberschuss der Geburten über die Sterbefälle von 550 000. Nur England übertrifft uns noch in diesem Punkte. Das reiche und gewerblich productive Frankreich vermehrt sich dagegen weit langsamer und befindet sich wirthschaftlich wohl dabei, während bei uns und jenseits des Canals der schrecklichste Pauperismus in den niederen Classen herrscht. Das Bettler- und Vagabundenthum steht bei uns in höchster Blüthe und unsere Landstrassen sind voll von brod- und arbeitsuchenden Menschen. Es ist traurig, dass es so ist, aber kann es anders sein, wenn die Volksvermehrung in einem so unerhörten Maasstabe vor sich geht?

Es giebt viele Leute, die eine Schwierigkeit darin finden, sich den Einfluss einer übermässigen Kinderzahl auf das Wohl und Wehe einer Nation vorzustellen. Es sind das die nämlichen Leute, denen der Sinn für die Continuität und Complication der Ursächlichkeit abgeht. Es fehlt denselben, wie Herbert Spencer sagen würde, die biologische Schulung und die dadurch ausgebildete Fähigkeit, die mannigfaltigen Wirkungen einer einzigen Ursache klar zu überschauen. Ohne biologische Analogien kommen wir weder in der Volkswirtschaft noch in der Politik aus. Man kann schon seit langem nicht mehr umhin, von einem Staatsorganismus und von wirthschaftlicher „Organisation“ zu sprechen, um die wechselseitigen Beziehungen, welche zwischen den einzelnen politischen und ökonomischen Factoren unleugbar vorhanden sind, mit einem prägnanten Ausdruck zu bezeichnen. Ursprünglich wurden solche Redewendungen allerdings nur der Bequemlichkeit halber gebraucht, aber je mehr man sich mit den Problemen der Socialwissenschaft beschäftigt, desto mehr sieht man, dass eine wirkliche Analogie zwischen dem individuellen und dem gesellschaftlichen Organismus besteht. Wie wäre es sonst möglich, dass ein namhafter Nationalökonom, Prof. Conrad in Halle, in einem Vortrage über Volkswirtschaft und Volkswirtschaftslehre ⁷⁾ keinen Anstand nahm, die Einzelwirtschaft mit der Zelle im Organismus eines Thieres zu vergleichen? „Wie diese — so führte Prof. Conrad aus — im Thierkörper ein Sonderleben führt, so steht auch die Einzelwirtschaft in dem grossen, ökonomischen Ganzen zunächst als ein individuelles Wesen

7) Gehalten im Beamtenverein zu Halle am 18. Januar, 1882.

da. Sie giebt Verbrauchtes ab und empfängt dafür neues Material. Herausgerissen geht sie zu Grunde; denn nur im Organismus vermag sie zu gedeihen. Aber auch die Leiden der einzelnen Wirthschaft müssen, wie die der Zelle, im thierischen Organismus dem Ganzen zum Schaden gereichen.“

Ist nun dies letztere, wie ich ganz bestimmt glaube, der Fall, so kann man die Nutzanwendung der von Prof. Conrad ausgesprochenen Wahrheit, auch in Bezug auf die Frage machen, die uns hier beschäftigt. Dann ist es auch vollkommen gerechtfertigt zu sagen, dass die Uebervölkerung schon mit der Ueberzahl der Geborenen in jeder einzelnen Familie beginnt, dass sie von da mit der Ueberzahl der Bewohner sich auf die Gemeinde erstreckt und nun erst mittelbar zu Unzuträglichkeiten führt, die das ganze Staatswesen in einen Zustand wirthschaftlicher Erkrankung versetzen können.

In logischer Hinsicht dürfte hierüber eigentlich gar kein Streit mehr sein. Aber in der Praxis des Lebens gestaltet sich die Sache anders. Richtiges Denken in einer Angelegenheit hängt sehr viel von der Art des Denkens überhaupt ab, und die theilweise natürliche Denkgewohnheit vieler Menschen, hängt grösstentheils von den künstlichen Einflüssen ab, denen ihr Geist unterworfen gewesen ist. In welchem Maasse nicht bloss der einzelne Mensch, sondern oft ganze Völker und Zeitepochen solchen Einwirkungen unterliegen, habe ich an einem andern Orte des Näheren nachzuweisen gesucht⁸⁾.

Wenn uns von Jugend auf gelehrt und eingepägt wird, dass die Menschensubstanz das kostbarste ist, was die Erde trägt — wenn schon das Kind es als eine ausgemachte Wahrheit überliefert erhält, dass die ganze belebte und unbelebte Schöpfung nur dazu da ist, um vom Menschen beherrscht und ausgenutzt zu werden —, wenn das die Lehren sind, die wir schon im zarten Alter in uns aufnehmen, so ist es ganz selbstverständlich, dass die Einbürgerung einer abweichenden Ansicht auf ausserordentliche Schwierigkeiten stösst.

Die landläufige Art, sich mit der Thatsache unseres unge-

8) Vergl. meine Schrift über „Charles Darwin und die culturhistorische Bedeutung seiner Lehre“. Berlin, Elwin Staude, 1882.

heuren Geburtenüberschusses abzufinden, besteht darin, dass man sagt: „Mit jedem neuen Munde kommen ja auch zwei arbeitsfähige Hände mit auf die Welt und es müsste doch mit unrechten Dingen zugehen, wenn diese nicht soviel erwerben könnten, um den mit ihnen zugleich geborenen Mund satt zu machen.“

Manche gehen noch weiter in ihrem Optimismus und meinen, dass das Brot ganz von selber komme, wenn nur erst die Menschen da seien, die es verzehren sollen. „Wo viele Rennthiere kalben, da wächst das Moos“ — sagt ein isländisches Sprüchwort. Diese Rennthier-Oekonomie vergisst aber, dass schon Tausende von Rennthier-Kälbern aus Mangel an Moos haben sterben müssen und noch sterben. Ebenso sind Tausende und aber Tausende von Menschen an den indirecten Folgen unzulänglicher Ernährung und aus Mangel an Erwerb elend zu Grunde gegangen. Ich bestreite die Behauptung des Geh. Medicinalraths Dr. Mettenheimer (Schwerin) lebhaft, wenn derselbe sagt: „An dem Tisch, an welchem zwei Kinder gesättigt werden, können auch vier oder fünf ihre Sättigung finden“⁹⁾. Wenn es auch, wie Friedrich Fabri sagt¹⁰⁾, „für einen unverdorbenen Sinn keinen rührenden und ehrwürdigen Anblick giebt, als eine Mutter, die sorgend und mühend unter ihrer Kinderschaar waltet“, so kann doch auch andererseits nicht in Abrede gestellt werden, dass sich Tausende von Vätern in der Sorge um die Beschaffung des täglichen Brotes für eine zahlreiche Familie vorzeitig aufreiben.

Bedenken wir nur, dass unter der gegenwärtigen Wirthschaftsordnung der Arbeitslohn bei einer gewerbfleißigen Nation hauptsächlich — ja man kann fast sagen ausschliesslich — von der Concurrenz abhängt! Weder die Productivität der einzelnen Unternehmungen, noch die Preise der Nahrungsmittel haben auf die Höhe des Durchschnittslohnes Einfluss. Die Concurrenz allein entscheidet. Sind mehr Arbeiter vorhanden, als das Kapital beschäftigen kann, so sinkt der Lohn, weil die Arbeiter selbst einander unterbieten und ihren Lohn herabsetzen müssen, um alle an dem vorhandenen, für ihren Unterhalt bestimmten Kapital Theil nehmen zu können. Ist dagegen mehr Kapital vorhanden,

9) Dr. Mettenheimer: Ueber den sogenannten Neo-Malthusianismus. Betz's Memorabilien, Heilbronn 1883. 3. Heft. S. 133.

10) Fabri: Ein dunkler Punkt. Gotha 1880, S. 38.

als Arbeiter nach dem bisherigen Lohnsatz, so steigt dieser Satz, weil dann die Unternehmer sich in den Lohnsätzen überbieten, um das Kapital nicht müßig liegen zu lassen.

Hier liegt der Kernpunkt des meisten Elends in den niederen Klassen. Lassalle hat diesen Punkt bei Formulirung seines „eherne Lohngesetzes“ auch berührt, denselben jedoch in seiner Tragweite sehr unterschätzt. Ich citire die betreffende Stelle aus dem berühmten Antwortschreiben (vom 1. März 1863) wörtlich. Es heisst daselbst: „Das eherne ökonomische Gesetz, welches unter den heutigen Verhältnissen, unter der Herrschaft von Angebot und Nachfrage den Arbeitslohn bestimmt, ist dieses: dass der durchschnittliche Arbeitslohn immer auf den nothwendigen Lebensunterhalt reducirt bleibt, der in einem Volke gewohnheitsmässig zur Fristung der Existenz und zur Fortpflanzung erforderlich ist. Das ist der Punkt, um welchen der wirkliche Tageslohn in Pendelschwingungen jeder Zeit herumgravitirt, ohne sich weder jemals lange über denselben erheben, noch unter denselben hinunterfallen zu können. Er kann sich nicht dauernd über den Durchschnitt erheben: denn sonst entstünde durch die leichtere und bessere Lage der Arbeiter eine Vermehrung der Arbeiterbevölkerung und somit ein Ueberangebot von Händen, welches den Arbeitslohn wieder unter seinen früheren Stand herabdrücken würde. Der Arbeitslohn kann aber auch nicht dauernd tief unter diesen nothwendigen Lebensunterhalt fallen. Denn dann entstünde Auswanderung, Ehelosigkeit, Enthaltung von Kinderzeugung und endlich eine durch das Elend erzeugte Verminderung der Arbeiterreihen, welche somit das Angebot von Arbeiterhänden vermindert und den Arbeitslohn wieder zu seinem früheren, höheren Stand zurückbringt. Der wirkliche durchschnittliche Arbeitslohn besteht somit in der Bewegung, beständig um jenen seinen Schwerpunkt, in den er fortwährend zurücksinken muss, herumzukreisen, bald etwas über demselben, bald etwas unter ihm zu stehen.“

Das ist das von Lasalle so genannte „eherne“ ökonomische Gesetz. Leider war der grosse Agitator ein Anti-Malthusianer, sonst hätte er unbedingt die sich fast von selbst ergebende Schlussfolgerung ziehen müssen: dass, wenn die schnelle Vermehrung der Arbeiterbevölkerung wirklich die Ursache davon ist, dass die Löhne sich nicht dauernd über das Existenzminimum heben, die

Lage des Arbeiters dann am ehesten gebessert werden kann, wenn eben dieser Vermehrung Einhalt gethan wird. Die Richtigkeit dieses Schlusses liegt klar am Tage. Aber Lassalle suchte die Wurzel des Uebels einzig und allein in der capitalistischen Productionsweise und erwartete alles Heil lediglich von den (imaginären) Productivgenossenschaften mit Staatshilfe. Das war ein Irrthum. Für jeden Malthusianer ist es klar, dass das eherne Lohngesetz durchaus keine absolute, sondern nur eine relative Giltigkeit hat. Es gilt lediglich so lange, als ein massenhaftes Angebot von Händen besteht, die beschäftigt sein wollen. Der durch die freie Concurrenz geregelte Arbeitslohn kann dann allerdings nicht grösser sein als die Erzeugungskosten der Arbeit, und diese sind bekanntlich nur so hoch, dass der Arbeiter davon den nothwendigsten Lebensunterhalt bestreiten kann.

Julius von Kirchmann hat darum s. Z. mit Recht den Ausspruch gethan: „Capital und Arbeit stehen in Bezug auf Zins und Lohn in directem Gegensatz; darüber muss man keine süssliche Brühe giessen wollen.“¹¹⁾

Eine total andere Ansicht über die Ursachen der Uebervölkerung, als ich im Obigen vorgetragen habe, hat neuerdings Max Schippel in einer umfangreichen Broschüre zur Veröffentlichung gebracht. Nach ihm entsteht die Uebervölkerung nicht aus einem rücksichtslosen Waltenlassen der Reproductionskräfte, sondern aus rein wirthschaftlichen Missständen. Das einzige Mittel, die Massenarmuth auszurotten, sieht Schippel in einer „Steigerung der Consumption, bis sie der Production gleichkommt.“ Wie das freilich geschehen könne, und wo der Hebel für ein solches Unternehmen anzusetzen wäre, geht aus der übrigens sehr lesenswerthen Schrift, soviel ich sehen kann, nicht hervor¹²⁾.

Ich kann mir sehr wohl denken, dass Leute, welche die im ersten Capitel mitgetheilten naturwissenschaftlichen Thatsachen nur oberflächlich kennen und obendrein durch Erziehung das Vorurtheil eingepflichtet erhalten haben, dass in geschlechtlichen Dingen ein unbedingtes Laisser aller das der Natur Gemässeste sei — ich kann mir wohl denken, sage ich, dass diese Leute

11) Ueber den Communismus in der Natur. Berlin 1866. S. 21.

12) M. Schippel: Das moderne Elend und die moderne Uebervölkerung. Leipzig 1883.

eine schwer zu überwindende Abneigung besitzen, der Bevölkerungsfrage näher zu treten und sich auf den Standpunkt zu stellen, den ich in dieser Abhandlung einnehme. Aber so gewiss die Epicyklen der alten Astronomen für eine befriedigende Erklärung der planetarischen Bewegungserscheinungen unzureichend gewesen sind, so sicher werden sich auch alle Versuche, die socialen Uebel aus bloss ökonomischen Missständen herzuleiten, als verfehlt erweisen.

Ich habe die Genugthuung, dass ein namhafter, jüngerer Volkswirth, der leider viel zu früh dahingeschiedene Dr. Stephan Gans zu Putlitz, in jeder Hinsicht meine Ansicht theilte. Eine eingehende Correspondenz, die ich mit dem Genannten über das Bevölkerungsthema unterhalten habe, beseitigt jeden Zweifel darüber, dass seine Beistimmung eine aus voller, wissenschaftlicher Ueberzeugung herstammende war. „Es ist nöthig — so schrieb er im April 1882 — zu zeigen: dass gerade je mehr man sich bemüht die materielle Lage aller Staatsbürger zu verbessern, es desto unumgänglich ist, die Anzahl eben dieser Staatsbürger in den richtigen Schranken zu halten. Die Uebervölkerung macht alle noch so segensreichen Institutionen (Productions- und Vertheilungsreformen) unnütz.“

Später fasste er einmal seine Ansichten in folgende Sätze zusammen: „Uebervölkerung ist durch die grösstmögliche Massenauswanderung nicht zu heilen. Damit soll aber weder die Bedeutung der letzteren gegen acute Nothlagen geleugnet, noch die Wichtigkeit der Anlage von Handelscolonien für die einheimische Industrie verkannt werden. Der Staat als solcher vermag allerdings nichts gegen Uebervölkerung zu thun. Nur Einsicht in die wirthschaftlichen Folgen der übermässigen Bevölkerungszunahme und dem entsprechende freiwillige Selbstbeherrschung der arbeitenden Classen kann dauernd helfen. Dies ist nur durch zweckmässige Belehrung zu erzielen, bei der natürlich mit dem nöthigen Ernst und der gehörigen Vorsicht vorzugehen ist.“

Ein anderes Mal (Juni 1882) bemerkte er zur Ergänzung seiner früheren Mittheilungen Folgendes: „Ich glaube, dass die Bevölkerungsfrage erst im Zusammenhange der socialpolitischen Forderungen ihre richtige Stelle erhält. Es kann kein Zweifel darüber bestehen, dass dem von uns vertretenen Standpunkte die

Zukunft so gewiss gehört, wie die Gegenwart ihm offenbar abhold ist. Die Bevölkerungsfrage ist die wichtigste aller ökonomischen Fragen. Laisser aller genügt nicht. Aber nicht der Staat, sondern der Einzelne muss die Initiative zur Abhülfe ergreifen. Die Ansichten der Gesellschaft müssen sich von Grund aus ändern und eine übermässige Kinderzahl darf nicht wie bisher als ein Segen, sondern muss als ein sittlicher Makel von der Gesamtheit angesehen werden.“

Das ist die Stellung, welche ein geistvoller und allem politischen Radicalismus abholder Volkswirth zu der Frage, die ich in dieser Schrift erörtere, einnahm. Bei der grossen Anerkennung, welche den wissenschaftlichen Bestrebungen des Dr. zu Putlitz von den öffentlichen Blättern aller Parteischatirungen anlässlich seines Ablebens gezollt worden ist, halte ich es für angemessen, auch die obigen, rein sachlichen Bemerkungen des Verstorbenen über ein volkswirtschaftliches Problem zu publiciren, das jetzt im Vordergrund des allgemeinen Interesses steht. Diejenigen, welche die Weltansicht des Dr. zu Putlitz aus persönlichem Verkehr mit demselben kennen gelernt haben, werden wissen: dass er weder Atheist noch Materialist, sondern das Gegentheil von beiden war. Dieser Umstand sollte den Fanatikern der Polyanthropie zu denken geben.

III.

Malthus und Darwin.

Uebler Wille und falsch angebrachte Gelehrsamkeit sind immer bestrebt, die Unrichtigkeit der Sätze von Malthus nachzuweisen.

Robert v. Mohl.

Im ersten Capitel des ersten Buches von Malthus' berühmten „Versuch über das Bevölkerungsgesetz“ findet sich folgende bemerkenswerthe, aber nur in ihrem Wortlaute vollständig zu würdigende Stelle vor. Ich theile dieselbe nach der Stöpelschen Uebersetzung mit. In derselben lautet sie: „Durch das Thier- und Pflanzenreich hat die Natur die Keime des Lebens mit freigebigster und verschwenderischster Hand ausgestreut, aber sie war verhältnissmässig karg mit dem Raum und der nothwendigen Nahrung, um sie zu erhalten. Wenn die Keime der Existenz dieser Erde sich frei entwickeln könnten, würden sie im Laufe weniger tausend Jahre Millionen Welten füllen. Die Noth, jenes grosse, gebieterische, Alles durchdringende Gesetz, hält sie innerhalb der vorgeschriebenen Grenzen zurück. Die Geschlechter der Pflanzen und Thiere schrumpfen unter diesem einschränkenden Gesetz zusammen, und der Mensch kann ihm mit keiner Anstrengung der Vernunft entgehen. Bei den Pflanzen und unvernünftigen Thieren ist die Sache einfach. Sie alle werden durch einen mächtigen Instinct getrieben, ihre Gattung zu vermehren und dieser Instinct wird durch keine Fürsorge für ihre Nachkommenschaft zurückgehalten. Wo daher Freiheit ist, wird die Vermehrungsfähigkeit ausgeübt und die übermässigen Wirkungen werden späterhin durch Mangel an Raum und Nahrung zurückgedrängt. Die Wirkungen dieser Hemmung auf den Menschen

Zacharias, Die Bevölkerungs-Frage.

sind complicirter. Zur Vermehrung seiner Gattung durch einen gleich mächtigen Instinct angetrieben, hemmt die Vernunft sein Vorgehen, und legt ihm die Frage nahe, ob er nicht Geschöpfe zur Welt bringen kann, für die er die Unterhaltungsmittel nicht zu beschaffen vermag. Hört er auf diese Zweifel, so erzeugt die Hemmung nur allzuoft Laster. Hört er nicht darauf, so wird das Menschengeschlecht sich beständig über das Unterhaltsmittel hinaus zu vermehren streben. Aber da Kraft des Gesetzes unserer Natur, welche die Nahrung zum Leben des Menschen nothwendig macht, die Bevölkerung in Wirklichkeit niemals über das niedrigste Maass von Lebensmittelvorräthen, wodurch sie zu erhalten ist, hinauswachsen kann, so muss in der Schwierigkeit Nahrung zu erlangen, eine starke Hemmung der Volksvermehrung in beständiger Wirksamkeit sein. Diese Schwierigkeit muss irgendwo erscheinen, und nothwendig in der einen oder der anderen der verschiedenen Gestalten des Elendes, oder der Furcht vor dem Elend, von einem grossen Theile des Menschengeschlechtes hart empfunden werden.“

Es findet sich in Malthus' ganzem Werk keine zweite Stelle vor, in welcher die Tendenz seiner Untersuchungen mit ebenso klaren Worten, wie in der oben mitgetheilten, characterisirt ist. Es dürfte schwer werden, gegen irgend einen Punkt der scharfsinnigen Argumentalien etwas Stichhaltiges einzuwenden. Wer sich die im einleitenden Capitel dieser Schrift angeführten That-sachen ins Gedächtniss zurückruft, wird kaum in der Lage sein, eine andere Theorie über die Grundursache des menschlichen Elends aufzustellen als die, welche Malthus gegeben hat.

Der grosse englische Naturforscher Charles Darwin betrachtete — wie leider noch immer nicht genügend bekannt ist — die ganze organische Welt im Lichte des malthusischen Princip und erkannte mit dem Scharfblick des Genies in der exorbitanten Vermehrungsfähigkeit, die allen Organismen, von der Bakterie an bis zum Menschen hinauf, innewohnt, die längst gesuchte vera causa, welche zur Vervollkommenung der Lebewesen mit Nothwendigkeit führen muss. Weder Lamarck noch Treviranus hatten, obgleich sie eine Entstehung der Arten durch natürliche Ursachen befürworteten, einen Mechanismus für die Art und Weise, wie die Transmutation geschehen sein könnte, nachzuweisen vermocht. Da kam Darwin und zeigte, wie durch die in geometrischer Pro-

gression erfolgende Zunahme jedweder Organismenart ein „Kampf ums Dasein“, d. h. eine heftige Concurrenz um die Nahrungsmittel und die anderen unerlässlichen Lebensbedingungen entstehen muss, aus dem schliesslich nur diejenigen als Sieger hervorgehen können, die in irgend einer Beziehung vortheilhafter als ihre Mitbewerber organisirt sind. Hierdurch wird eine natürliche Auslese (Natural selection) bewirkt, welche zum Ueberleben und zur Fortpflanzung derjenigen Individuen führt, welche für die jeweiligen neuen und veränderten Lebensbedingungen sich geeigneter erweisen als die, welche in dem Wettbewerb unterlegen sind. Letztere sterben nach und nach aus, während die Sieger ein kräftigeres Geschlecht erzeugen und die betreffende Organismenart höher bilden helfen. Das ist der in orthodoxen Kreisen so vielfach perhorrescirte Darwinismus, der — wie man zugestehen wird — ganz ungerechtfertigter Weise mit radicalen atheistischen und materialistischen Bestrebungen in Verbindung gebracht wird, während er doch eigentlich mit jeder positiven Religionsform verträglich ist und das Dasein eines Schöpfers für die ersten Anfänge des Lebens nicht bloss nicht ausschliesst, sondern geradezu postulirt. Bei der ausserordentlichen Oberflächlichkeit allerdings, mit der heutzutage nicht bloss wissenschaftliche, sondern auch allgemeine Bildung verbreitende Werke gelesen werden, ist es schliesslich nicht zu verwundern, dass es selbst Naturforscher giebt, die in den Tag hinein behaupten, mit dem Evangelium der Entwicklungslehre sei der Untergang aller Religionen und Kirchen so gut wie besiegelt. Das ist seichtes Gewäsch, und je eifriger ich mich selbst zur Lehre Darwins bekenne und in ihr ein wichtiges Vehikel zum Fortschritt auf wissenschaftlichem Gebiet erblicke, um so mehr fühle ich mich veranlasst, zu einer richtigen Interpretation derselben beizutragen. Ich habe das in der schon früher erwähnten Broschüre und in zahlreichen Vorträgen gethan, die noch unmittelbarer als das gedruckte Wort gewirkt haben.

Den allerbedauerlichsten Schluss aus der nicht mehr zu bezweifelnden Thatsache, dass sich die Organismenwelt im Laufe unzähliger Jahrtausende durch den Sieg der kräftigen über die schwächeren Individuen höher entwickelt hat, haben diejenigen gezogen, welche zu der Annahme gelangten, dass — nach Darwins Ansicht — nun auch der Fortschritt des Menschengeschlechts

zu einer höheren Stufe, an die Vergewaltigung des Schwächeren durch den Stärkeren geknüpft gedacht werden müsse. Das ist ein sehr gefährlicher Fehlschluss, der aber auf Seiten Derer, die viel besitzen und noch mehr besitzen möchten, grossen Anklang findet. Der Egoismus und die Negation der Nächstenliebe werden hierdurch mit dem Heiligenschein eines Naturgesetzes umgeben und es gewinnt den plausiblen Anschein, als ob nur die oberen Zehntausend in einem volkreichen Lande Anspruch auf die Genüsse dieser Welt hätten. Es soll aber im Nachstehenden gezeigt werden, dass der „Kampf ums Dasein“ innerhalb der Menschheit die Rolle, die ihm für die Thierwelt zuertheilt ist, nicht mehr spielt. Ich befinde mich bei Aufstellung dieser Behauptung im Widerspruch mit einigen sehr achtungswerthen Schriftstellern, unter anderem auch mit Herrn Dr. Franz Mehring, dem wohlbekannten Verfasser der „Geschichte der Socialdemocratie“. Herr Dr. Mehring hat s. Z. in einem Aufsätze über „Socialreform und Uebervölkerung“ meine Vorschläge zur Verminderung des colossalen Geburtsüberschusses einer detaillirten Kritik unterworfen und auch hauptsächlich hervorgehoben, dass durch eine Verminderung unserer grossen Bevölkerungsziffer „die Triebfeder alles Fortschritts, der Kampf ums Dasein“ erlahmen müsse.

Da ich kein Fanatiker meiner Ueberzeugung bin, sondern dem *audiat et altera pars* eine grosse Berechtigung zugestehe, so scheint es mir angemessen, die Mehring'schen Ausführungen zu reproduciren. In dem betreffenden Aufsätze heisst es:

„Es genügt eine kurze Ueberlegung, um zu erkennen, dass die Versuche, der Uebervölkerung durch Verminderung der Geburten zu steuern, niemals ihr Ziel erreichen können, wohl aber schliesslich zu einer geistigen, körperlichen und sittlichen Versumpfung des Volkes führen müssen. Betrachtet man zunächst diese Versuche, soweit sie durch die Sitte wirken sollen, so kann die weise Ermahnung an die Eltern, sich in der Erzeugung von Kindern zu beschränken, hier nicht im Einzelnen besprochen werden. Ich für meinen Theil stimme Lassalle zu, wenn er sagt:„eine solche Ermahnung ist unsittlich, unmenschlich, unnatürlich. Sie geht gegen das Wesen der Ehe und des Menschen....“ Gleichviel aber, wie man darüber denkt — socialpolitisch hat das Zweikindersystem die höchst fatale Eigenschaft, nur da zu wirken, wo es gar nicht wirken soll, und nur unheilvoll wirken

kann, dagegen da nicht zu wirken, wo es wirken soll und möglicher Weise heilsam wirken könnte.

„In einzelnen Kulturländern ist es in der That zur mehr oder minder geübten Praxis geworden. Aber immer nur innerhalb der besitzenden Klassen. Es wird so zum wirksamsten Träger der Klassenbeschränktheit und der Klasseneigensucht; es macht den Besitz starrer, unbeweglicher; es hindert die strebsamen Kräfte aus den Tiefen des Volkes aufzusteigen. Es versteinert die Classe zur Kaste. Zugleich aber entgeistigt und entmannt es den bevorzugten Theil des Volkes, in welchem es herrscht. Es ist völlig unbegreiflich, wenn eifrige Darwinisten sich zu diesem Dogma bekennen. Denn dasselbe stürzt den Grundpfeiler ihrer Lehre um; es hindert den Kampf ums Dasein und die Zuchtwahl, auf welcher nach dem englischen Naturforscher die Vervollkommnung der Arten beruht. Wenn diese traurigen Folgen noch erst wenig zu Tage getreten sind, so liegt die Ursache darin, dass das Zweikindersystem erst wenig durchgeführt ist.“ Das ist die Ansicht des Herrn Dr. Franz Mehring, die von vielen Socialpolitikern getheilt wird.

Zur Kritik derselben möchte ich nun Folgendes erwidern. Es heisst Darwin vollständig missverstehen, wenn man glaubt, dass dieser grosse Forscher den nackten Kampf ums Dasein auch auf den Zustand der Civilisation ausgedehnt habe. An einer Stelle des Werkes über die Abstammung des Menschen¹³⁾ steht vielmehr das Gegentheil zu lesen. Es heisst dort: „So bedeutungsvoll der Kampf um die Existenz gewesen ist und vielfach noch ist, so sind doch, soweit der höchste Theil der menschlichen Natur in Betracht kommt, andere Kräfte noch bedeutungsvoller; denn die moralischen Eigenschaften sind entweder direct oder indirect viel mehr durch die Wirkung der Gewohnheit, die Kraft der Ueberlegung, Unterricht und Religion fortgeschritten, als durch natürliche Auslese.“ Was unter letzterer zu verstehen ist, wurde bereits erklärt. Darwin erkennt also selbst unumwunden an, dass das Princip, welches sich so fruchtbar bei Erklärung der mannichfaltigen organischen Formen erwiesen hat, unanwendbar (resp. unzureichend) sei, wenn es sich um die Frage

13) Deutsch von V. Carus, Zweiter Band, S. 356, 1871.

handelt, woher die edleren Eigenschaften und Gaben des Menschengeistes stammen mögen.

Auch der grosse Mitentdecker des Principes der natürlichen Auslese, Alfred Russel Wallace, spricht sich in diesem Sinne aus und sagt: „Jene Fähigkeiten, welche uns in den Stand setzen, Zeit und Raum zu durchmessen und jene wunderbaren Gedanken der Mathematiker und Philosophen zu realisiren, oder welche uns eine intensive Sehnsucht nach der abstracten Wahrheit eingeben, lassen sich nicht entstanden denken aus der Wirksamkeit eines Gesetzes (sc. der Zuchtwahl), welches nur auf das unmittelbare materielle Wohlbefinden des Individuums oder der Race abzielt und nur darauf abzielen kann¹⁴⁾.“

Es ist somit durch die beiden maassgebendsten Forscher auf dem Gebiete der Entwicklungslehre selbst zugestanden, dass der Mensch gerade die edelsten seiner Eigenschaften nicht im Kampfe um die Existenz, sondern durch Nachdenken und durch bewusste Ausbildung seiner natürlichen Fähigkeiten erlangt hat. Es ist hiermit zugleich ausgesprochen, dass die natürliche Auslese für die fernere Entwicklung des Menschengeschlechts nur von secundärer Bedeutung sein kann; an die Stelle derselben ist eine andere Kraft, nämlich die der standesmässigen Einsicht getreten, durch welche wir, ohne dass eine Veränderung unserer leiblichen Constitution nöthig wird, im Stande sind: die Aussenwelt unsern Wünschen und Bedürfnissen anzupassen. Das Product dieser von Jahrhundert zu Jahrhundert immer weiter fortschreitenden Anpassung nennen wir Civilisation, und Jeder, der dieses Wort vernimmt, versteht darunter die staunenswerthe Herrschaft des Menschen über die Naturkräfte und die Fähigkeit, sie seinen Zwecken dienstbar zu machen. Die Errungenschaften der chemischen und physikalischen Technik zeigen am deutlichsten, wie weit wir in dieser Beziehung vorgeschritten sind. Aber es handelt sich nicht blos um die Bezähmung der in der Aussenwelt thätigen Naturgewalten; die Aufgabe der Civilisation erstreckt sich auch auf die Bändigung der rohen Naturtriebe, die in unserer Brust wohnen. Und hiermit sind wir wieder bei Th. R. Malthus angelangt. Der Leser kennt aus der eingangs mitgetheilten

14) A. R. Wallace: Beiträge zur Theorie der natürlichen Zuchtwahl. Deutsch von Bernh. Meyer. 1870. S. 412.

Stelle die Lehre des grossen Denkers und wird sie nun in einer ganz neuen Beleuchtung sehen. Steht dieselbe, so frage ich nun, in irgend welchem Widerspruch mit dem, was Darwin bezüglich der organischen Entwicklungsgesetze erforscht hat? Ich glaube nicht. Denn da der Kampf ums Dasein durch die practische Befolgung von Malthus' Vorschriften durchaus nicht aufgehoben, sondern nur gemildert wird, so steht dem Einfluss der natürlichen Auslese auf die rein physischen Fähigkeiten unserer Race eigentlich nichts entgegen. Handel und Wandel bringen hinlänglich oft Situationen mit sich, in welchen der Tüchtige und an Kraft Ueberlegene seine Superiorität kund machen und seine Concurrenten aus dem Felde schlagen kann. Aber andererseits ist eine Vervollkommnung der edleren Seiten unserer Natur nur denkbar, wenn der Kampf um die Existenz nicht unsere ganze Zeit und Kraft in Anspruch nimmt, und daher ist jede Maassnahme, welche uns die Möglichkeit verschafft, etwas für die Ausbildung unseres Geistes und unserer moralischen Fähigkeiten zu thun, nicht minder wichtig für das Gedeihen der menschlichen Gesellschaft, als die Züchtung rein körperlicher Eigenschaften durch das bellum omnium contra omnes. Uebereifrige Darwinianer übersehen das. Innerhalb der Menschheit darf der Kampf ums Dasein nicht mit ungehemmter Intensität entbrennen. Wir bauen Zufluchtsstätten für die Schwachsinnigen, für die Krüppel und Kranken, wir erlassen Armengesetze und unsere Aerzte wenden ihre grösste Geschicklichkeit an, um das Leben eines Jeden bis zum letzten Moment zu erhalten. Sind dies nicht Alles Handlungen, welche darauf abzielen, den nackten Existenzkampf, wie er in der Thierwelt herrscht, zu mildern und zu humanisiren? Die Devise dieses Kampfes, welche lautet „was nicht leben kann, das stirbt“, involvirt den scheusslichsten Indifferentismus und die inhumanste Gesinnung. Sie ist darum der Menschheit unwürdig und für die höchste Stufe der organischen Entwicklung antiquirt. Aus demselben Grunde ist aber auch die aus jener Devise abgeleitete Ansicht veraltet, nach welcher sich das reproductive Vermögen schrankenlos bethätigen darf. Wenn es widersinnig und unmenschlich erscheint, dass den Leben zerstörenden Kräften der freieste Spielraum für die Ausübung ihrer Wirkungen gewährt wird, so erscheint es mindestens ebenso widersinnig, den

Leben erzeugenden Kräften eine völlig ungehemmte Bethätigung zu gestatten.

Gewisse Massnahmen der Sitte oder des Gesetzes zur Beschränkung der Volksvermehrung (zumal der proletarischen) halte ich daher für vollständig vereinbar mit der Darwin'schen Lehre. Man kann überzeugter Anhänger der Evolutionstheorie und eifriger Malthusianer zu gleicher Zeit sein¹⁵⁾. Nur muss man immer im Sinne behalten, dass unsere Race zwar körperlich bei Kraft erhalten, aber doch in erster Linie geistig und sittlich fortschreiten soll; letzteres ist völlig unmöglich, wenn uns die leidige Polyanthropia bei jedem Schritt nach vorwärts hemmend in den Weg tritt.

Im nächsten Abschnitt wollen wir die im II. Capitel begonnene Betrachtung mit specieller Beziehung auf Deutschland wieder aufnehmen und weiter fortsetzen.

15) Ich finde, dass ich mit dieser Ansicht nicht allein stehe und verweise auf die Schrift von Edward B. Aveling: Darwinism and small families. London 1882.

IV.

Die rasche Volksvermehrung in Deutschland und ihre Folgen.

Wir Menschen leben alle, wenigstens in Deutschland, im Zeitalter der bedingten Existenz, d. h. der genauest und knappst zugemessenen Lebensmittel. Diesem socialen Gesetz sich entziehen zu wollen, wäre einfach lächerlich, weil unmöglich.

Dr. C. Hasse 16).

Als unser Vaterland durch die Verwüstungen, welche der dreissigjährige Krieg angerichtet hatte, an den Rand des Abgrundes gebracht und nicht bloss güter- sondern auch menschenarm geworden war: da erhoben alle klardenkenden und patriotischen Männer einstimmig den Ruf nach Vermehrung der Bevölkerung und dieser Ruf war durch die damaligen Zeitumstände vollständig gerechtfertigt.

Deutschland war mit einer Bewohnerzahl, welche diejenige jedes anderen europäischen Landes übertraf, in das sechzehnte Jahrhundert eingetreten, und am Ende des dreissigjährigen Krieges besass es kaum noch die Hälfte seines früheren Menschenreichthums. Kein Wunder also, dass die Kameralisten des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts ihr ganzes Augenmerk auf die Wiederbesiedelung der verwüsteten Gegenden richteten

16) In einer (besonders für Aerzte) sehr bedeutsamen Schrift über facultative Sterilität (Neuwied u. Leipzig 1882), auf die ich im Schlusswort noch eingehender zurückkommen werde. Diese Schrift und die in den „Memorabilien“ erschienene Abhandlung des Geh. Medicinalraths Dr. Mettenheimer haben für den Wahrheit suchenden Fachmann ein gleich hohes Interesse.

Der Verf.

und auf Mittel sannen, der natürlichen Volksvermehrung möglichst Vorschub zu leisten. Auch der berühmte Leibniz huldigte solchen Ansichten. Er stellte den Satz auf, dass die wahre Macht eines Landes in der Grösse seiner Bewohnerzahl bestehe¹⁷⁾.

Bald war die Meinung, dass mit der Seelenziffer auch das materielle Wohlbefinden eines Gemeinwesens sich steigern, ganz allgemein, und die Nationalökonomien des vorigen Jahrhunderts wussten den Regierungen keinen bessern Rath zu ertheilen, als den, dass dieselben in erster Linie für eine möglichst grosse Volksvermehrung Sorge tragen möchten. Der Hauptvertreter dieser populationistischen Wirthschaftslehre war Joseph v. Sonnenfels, weiland Professor der Polizei- und Finanzwissenschaft in Wien. In seinen politischen Abhandlungen vertheidigt er sogar die Findelhäuser, und will jeder Frau, die ein Gebärhause als Genesene verlässt, eine Prämie von zehn Thalern ausbezahlt wissen. Friedrich v. Pfeifer befürwortet aus denselben Gründen das Concubinat und die Vielweiberei¹⁸⁾. Süssmilch, Gottlob und Justi bringen ähnliche Mittel in Vorschlag. Die Befürchtung, dass die Bevölkerung im Verhältniss zu der vorhandenen Menge von Lebensmitteln zu gross werden könnte, taucht gar nicht auf.

Die Annahme — meinte v. Sonnenfels — dass zu viel Menschen geboren werden könnten, „würde der Weisheit des Schöpfers widerstreiten“. Dabei beruhigte man sich. Von der Thatsache, dass eine civilisirte Bevölkerung unter günstigen Bedingungen, wie in den Vereinigten Staaten, ihre Zahl in fünfundzwanzig Jahren verdoppelt, hatte man keine Ahnung. Und noch viel weniger natürlich konnte man sich die Frage vorlegen, warum eine solche Verdoppelung in derselben Zeit nicht auch in Deutschland eintrete. Dass das primäre und fundamentale Hinderniss für die fortgesetzte Zunahme der Bevölkerung in der Schwierigkeit bestehe, Existenzmittel zu erlangen und mit Leichtigkeit zu leben — zur Erkenntniss dieser Wahrheit hat uns — wie bereits gezeigt wurde — erst Th. R. Malthus verholfen.

17) Leibniz's Werke (herausgegeben von Dutens) IV. 2, 502. *Veri regni potestas in hominum numero consistit.*

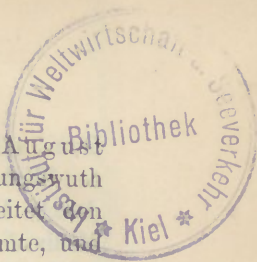
18) Berichtigungen berühmter Staats-, Finanz-, Polizei-, Kameral-, Kommerz- und ökonomischer Schriften. 1781.

Bemerkenswerth ist übrigens, dass sich auch schon August Ludwig Schlözer (1735—1808) von der Bevölkerungswuth seiner gelehrten Zeitgenossen emancipirte. Er bestreitet den Nutzen der Findelhäuser, für welche Sonnenfels schwärmte, und nennt sie „moralische Mördergruben“. Seinen Standpunkt der Populationistenschule gegenüber markirt er durch folgenden treffenden Ausspruch: „Vor zwanzig Jahren schrie Alles: Bevölkerung! Der Erfolg hat gelehrt, dass dieser Satz seine Einschränkung hat. Für Brot und Menschen muss immer zugleich gesorgt werden. Brot macht zwar immer Menschen, aber dieser Satz gilt nicht umgekehrt.“¹⁹⁾

Schlözer erkannte also bereits, dass es misslich sei, die Menschenzahl in einem Gemeinwesen zu vergrössern, ohne zu gleicher Zeit die Nahrungsquellen zu vermehren. Diese neue Einsicht ist epochemachend in der deutschen Nationalökonomie, denn sie bedeutet den Bruch mit der theologisch-fatalischen Ansicht, dass der Mensch sein Reproduktionsvermögen ungezügelt bethätigen könne, ohne repressive Tendenzen in Gestalt von Kindersterblichkeit, Hungersnoth oder Seuchen befürchten zu müssen. Die Weisheit des Schöpfers, von welcher Sonnenfels spricht, ist stets auch mit Gerechtigkeit gepaart, und der ihrer Leitung unterstellte Naturmechanismus hemmt das Ueberhandnehmen der Menschengattung mit ganz derselben gesetzlichen Nothwendigkeit wie die ungebührliche Zunahme irgend einer anderen Art von Organismen. Eine Vorsehung, welche dem Menschen in dieser Beziehung eine Ausnahmestellung anwies, giebt es nicht. Das ist auch die Grundwahrheit, die sich wie ein rother Faden durch alle ökonomischen Deductionen von Malthus hindurchzieht. Es giebt nichts Seichtereres als die Widerlegungen, welche von Zeit zu Zeit von zartfühlenden Humanisten gegen das Bevölkerungsgesetz vorgebracht werden. In nur wenig Fällen sind diese Kritiken das Papier werth, auf das sie niedergeschrieben wurden.

Neuerdings hat ein amerikanischer Autor, Mr. Henry George, den Beweis zu führen gesucht, dass Malthus von falschen Voraussetzungen ausgegangen und in Folge dessen zu irrthümlichen Schlussfolgerungen gelangt sei. Ich kann aber nicht finden, dass Mr. George in seinen Argumentationen glücklich gewesen ist.

19) Briefwechsel. X, 93.



Denn wie aus der zwar unbestreitbaren, aber doch sehr abstracten Wahrheit, dass der Stoff ewig sei und die Kraft sich immerdar bethätigen müsse, in concreto folgen soll: dass die Erde 1000 Milliarden von Menschen ebenso leicht wie 1000 Millionen unterhalten könne — das verstehe ich nicht. Der geehrte Leser mag sich der Mühe unterziehen und das betreffende lange Kapitel bei Henry George selbst nachlesen²⁰⁾.

Im Interesse der Menschheit könnte man übrigens nur wünschen, dass der amerikanische Socialpolitiker Recht hätte. Dann brauchten wir angesichts der colossalen Volksvermehrung in Deutschland gar nicht besorgt zu sein und könnten es ganz ruhig mit ansehen, dass die Bevölkerung innerhalb der Reichsgrenzen sich jährlich um 550 000 Seelen vergrössert. Aber das Land, in welchem Wohnung, Kleidung und Obdach — einer prästabilierten Harmonie gemäss — in entsprechend schnellem Verhältniss wie die Menschenzahl zunimmt, existirt nicht. Die Welt, in der wir leben, ist vielmehr so eingerichtet, dass Mangel an Nahrung, und nicht Mangel an Raum die Schranke bildet, über welche hinaus eine Zunahme der Bevölkerung unmöglich wird.

Den gehörigen Maassstab für die Beurtheilung der Volksvermehrung in Deutschland gewinnt man nur an der Hand der Vergleichung. In dieser Hinsicht sind die neueren Arbeiten des statistischen Amtes vom grössten Interesse. Demnach zählte das deutsche Reich in seinem heutigen Umfang:

im Jahre 1816 24 83 Millionen Einwohner,

„	„	1825	28 11	„	„
„	„	1835	30 94	„	„
„	„	1845	34 40	„	„
„	„	1855	36 11	„	„
„	„	1865	39 65	„	„
„	„	1875	42 73	„	„
„	„	1878	44 21	„	„
„	„	1880	45 23	„	„

Was den Ueberschuss der Geburten über die Sterbefülle anbelangt, so erreichte derselbe im Jahre 1876 die enorme Höhe von 624 074. Seitdem ist diese Ziffer allerdings etwas herabgegangen, aber sie ist noch immer sehr bedeutend. Für die letzten Jahre

,20) Progress and Poverty. 1880. Lib. II. Cap. III. New-York.

war der Geburtenüberschuss in Deutschland $12\frac{1}{2}$ — $14\frac{1}{2}$ ‰ (d. h. auf das Tausend der mittleren Bevölkerung), in England 14 — $15\frac{1}{2}$ ‰, in Italien zwischen 8 und 10 , in Oesterreich zwischen $7\frac{1}{2}$ und 10 , in Frankreich noch nicht 4 ‰. Deutschland wird sonach nur von dem notorisch übevölkerten England an natürlicher Zunahme übertroffen.

Hiernach ist Aussicht vorhanden, dass die Zahl der Bewohner unseres Reiches binnen 85 Jahren sich um das $2\frac{1}{2}$ fache vermehren wird. Dr. Hübbe-Schleiden berechnet die Bevölkerungsziffer für Deutschland im 20. Jahrhundert auf 170 Millionen und giebt die Dichtigkeit der massenhaften Bewohnerschaft pro Quadratkilometer auf 315 Menschen an²¹⁾. Trotzallem — meint derselbe Autor — sei nicht der mindeste Grund zu der Annahme vorhanden, dass es der Menschheit jemals an Mitteln zu ihrer Erhaltung fehlen werde, wenn Zeit und Noth drängen. Im rechten Moment werde schon ein neuer Justus v. Liebig erscheinen, und dieser werde die hungrige Bevölkerung Deutschlands darüber belehren, wie sie es anzufangen habe, dem Erdboden eine erhöhte Ergiebigkeit zu verleihen. Andererseits versichert uns Dr. Hübbe freilich auch dass, „wie die späteren Generationen auch diese Fragen (der Ernährung) lösen werden, der Wettstreit der Völker und Rassen, der Kampf um die Existenz ihrer Nationalitäten dann in ganz ausserordentlich viel stärkerem Maasse entbrannt sein werde, als wir heute uns eine Vorstellung davon machen können.“

Dass die Einsicht in die wirkliche Sachlage durch die Hübbe'sche Doppelauffassung derselben irgendwie gefördert werde, erscheint mir mehr als fraglich. Denn wenn der Kampf um die Existenz zwischen den Nationalitäten in so furchtbar hohem Grade entbrennen wird, dass wir gegenwärtig keine Ahnung davon haben können, so muss doch eine äussere Nöthigung zu diesem Kampf vorhanden sein, und diese kann ich nur in dem Mangel an genügenden Unterhaltsmitteln, resp. in der Unzulänglichkeit der physischen Lebensbedingungen überhaupt, erblicken. Wenn Dr. Hübbe, wie es ja den Anschein hat, diese Ansicht nicht theilt, so huldigt er einem ganz ähnlichen Optimismus wie List, der an „noch schlummernde Naturkräfte“ glaubte, mit deren Hülfe wohl künftighin zehn oder hundert Mal so viel Menschen als jetzt existiren,

21) Ueberseeische Politik. Hamburg 1881. S. 133 u. ff.

ernährt werden könnten. Seit List's Tode (1846) ist die Bevölkerung in Deutschland um etwa zehn Millionen Seelen gestiegen, aber wir bemerken nicht, dass ein Erwachen von Naturkräften stattgefunden hätte, wodurch der Ertrag unserer Aecker ein von Jahr zu Jahr sich steigernder zu werden verspräche. Wir sehen eher das Gegentheil von dem, was List gehofft hatte, eintreten.

Es ist ganz auffallend, wie wenig die Thatsache unserer raschen Volksvermehrung in den Kreisen der Nationalökonomen und Politiker bisher gewürdigt worden ist. Und dennoch greift die Frage, wie für die unaufhaltsam wachsende Volkszahl die erforderlichen Unterhaltungsmittel und Arbeitsgelegenheiten zu beschaffen sind, in alle Gebiete unseres nationalen Lebens tief ein.

Volkswirtschaftlich ist zunächst klar — aber man muss wiederholt darauf zurückkommen — dass die rapide Zunahme der Bevölkerung in einem Lande nothwendig mit einer Steigerung des Arbeitsangebots verknüpft ist. Dies führt zum Sinken der Löhne und des geschäftlichen Verdienstes überhaupt. Gelingt es nicht, eine das vermehrte Angebot von Arbeitskräften ausgleichende Steigerung der nationalen Production herbeizuführen, so muss der Pauperismus in demselben Maasse wachsen, wie die Bevölkerung weiter zunimmt. Das Uebermaass des Arbeitsangebots macht sich aber nicht bloß für die niederen Klassen, die vorwiegend physische Arbeit leisten, geltend, sondern auch für den Mittelstand und den gebildeten Theil der Nation. Es steigert dann unwillkürlich die Anforderung an die Leistung und hieraus resultirt für unsere heranwachsende Jugend die Nothwendigkeit, die Kräfte des Geistes und Körpers über das hygieinisch-zulässige Maass hinaus anzustrengen. Wohin das führt, sehen wir aus der bedauerlichen Zunahme der Nervenkrankheiten und des Irrsinnes. Diese Zunahme lässt sich nicht mehr in Abrede stellen. Sie ist von bedeutenden Nervenpathologen und Psychiatern constatirt und man muss über den Formenreichthum der sich der klinischen Beobachtung darbietenden Neurosen und Psychosen erstaunen. Der unaufhörliche Kampf um's Dasein, die beständige Sorge um die Fristung der Existenz, die stete Anspannung aller Kräfte zur Erlangung von Brot und Erwerb — das sind die Ursachen, welche in Folge unserer raschen Volksvermehrung wirksam sind, um Nervenschwäche und Erschöpfung, Hypochondrie, Hysterie und andere lästige Uebel zu erzeugen.

Dieser zwischen übermässiger Bevölkerungszunahme und der Häufigkeit physischer Erkrankungen bestehende Zusammenhang findet von Aerzten und Hygieinikern keineswegs die Beachtung, die er verdient. Man begnügt sich in diesen Kreisen meistens damit, unsere modernen Lebensverhältnisse ganz im Allgemeinen als „ungesunde“ zu bezeichnen und überlässt es jedem Einzelnen, sich unter dieser Bezeichnung zu denken, was ihm beliebt. Erfreulicher Weise giebt es jedoch auch Ausnahmen von diesem Schlendrian. Es fehlt nicht an Leuten, deren Bedürfniss, sich Klarheit zu verschaffen, ein grösseres ist, als dass es mit einer blossen Phrase zufrieden zu stellen wäre. Es giebt auch philosophisch gebildete Aerzte, die den pathologischen Erscheinungen im Menschendasein tiefer auf den Grund gehen und die dann, ihrer richtigeren Diagnose gemäss, ein ganz anderes Heilverfahren einschlagen, als das Gros ihrer Collegen.

Prof. Wilhelm Erb (jetzt an der Heidelberger Universität) war einer der ersten, der in richtiger Erkenntniss des ursächlichen Verhältnisses, darauf hinwies, dass der in unsern Tagen auf's Aeusserste angestrengte Existenzkampf, das Strebertum, die Sucht nach Ansehen und Reichthum — dass dies Alles dazu beitrage, die Häufigkeit und Schwere der Nervenkrankheiten zu steigern.

Aus den angeführten Umständen erkläre es sich wohl auch, meint Prof. Erb, dass nervöse Leiden besonders in dem Proletariat der grossen Städte und Fabrikorte einerseits, und andererseits unter den höheren, geistig arbeitenden und angestrengt um die Existenz ringenden Bevölkerungsschichten sich mehr und mehr häufen. Wir sehen, dass in einzelnen Familien die Zahl der Nervenleiden von Generation zu Generation grösser und die Leiden selbst schwerer werden; wir bemerken, dass in ganzen Ländern, in welchen eine aufreibende Geschäftsthätigkeit zur Regel geworden ist, wie z. B. in Nordamerika, die Neurosen in ausserordentlicher Häufigkeit auftreten; ja es zeigt sich, dass gewisse Rassen, in welchen bei gleichzeitig grosser geistiger Begabung ein intensives Streben nach Anerkennung und Besitz vorherrscht, und welche dabei durch exclusive Verheirathung in der eigenen Rasse (und häufig sogar in der eigenen Familie) den Einfluss der Erblichkeit gleichsam potenziren — es zeigt sich dann, dass diese

Rassen einen grösseren Procentsatz an Nervenkranken aufweisen, als andere²²⁾).

Man kann hiernach mit voller Berechtigung den Satz aufstellen, dass die übermässig rasche Volksvermehrung in Deutschland zu einem äusserst heftigen Kampfe um's Dasein und damit zur Ueberspannung der concurrirenden Kräfte führt, die nichts Gutes für die Zukunft hoffen lässt. Was uns droht, das ist die neuropathische Degeneration auf der einen. und der Pauperismus, die Massenarmuth, auf der andern Seite. In beiden Fällen wird das Resultat eine erhöhte Sterblichkeit sein. Denn dass unter allen auf die Mortalität einer Bevölkerung einwirkenden Faktoren der Grad von Wohlhabenheit oder Dürftigkeit einen geradezu beherrschenden Einfluss ausübt, ist für die Statistik längst kein Geheimniss mehr. „Indem“ — sagt Oesterlen — „die Summe lebender Menschen nie diejenige ihrer Subsistenzmittel längere Zeit überschreiten kann, so müssen wohl nothwendig um so mehr vor der Zeit sterben, desgleichen müssen um so weniger geboren werden, oder doch von den Geborenen um so weniger am Leben bleiben, je kleiner die Summe der einer Bevölkerung zu Gebote stehenden Existenzmittel ist. Und nicht minder wird ein Steigen der Bevölkerung immer und überall nur in soweit möglich sein, als dem Ueberschuss der Geborenen eine entsprechende Vermehrung der Production von Nahrungsmitteln parallel geht. Fehlt es an dieser Vermehrung, so müssen die Ueberschüssigen so oder so erkranken und sterben“²³⁾.

In der enormen Kindersterblichkeit der grossen, volkreichen Städte haben wir hiernach hauptsächlich die Pforte zu erblicken, durch welche alle diejenigen jungen Leben, für welche kein Gedeck an dem grossen Gastmahl der Natur aufgelegt ist, sich wieder entfernen müssen. Für Deutschland insbesondere ist dessen exorbitante Kindersterblichkeit ein wahrer Schandfleck.

Mein Freund und Mitstreiter in Sachen der Bevölkerungsfrage, Herr Dr. G. Stille zu Ihlienworth (Hannover), hat den Ursachen der Krankheiten im frühen Kindesalter seit langem seine volle Aufmerksamkeit zugewendet, und ihm gebührt das Verdienst,

22) Vergl. Wilh. Erb: Ueber die neuere Entwicklung der Nervenpathologie. Leipzig 1880. S. 16 u. ff. —

23) Oesterlen, Handbuch der medicinischen Statistik.

auf's Neue betont zu haben, dass die Sterblichkeit der Säuglinge im hohen Grade von der Anzahl der Geburten überhaupt abhängt.

Ich theile im Nachstehenden die Hauptstellen einer Abhandlung mit, welche Dr. Stille vor Jahresfrist in einer Berliner Zeitschrift publicirte²⁴⁾. Dasselbst heisst es: „Das Maximum der Säuglingssterblichkeit (d. h. die Mortalität von Kindern im ersten Lebensjahre) fällt auf Südwest-Deutschland, hauptsächlich Baiern und Schwaben. Concentrisch umgiebt diesen Mittelpunkt ein Ring mit etwas geringerer, aber noch immer sehr hoher Säuglingssterblichkeit, welcher die übrigen deutschen Gebiete sammt Holland und Oesterreich und, wenn wir es zu den europäischen Culturstaaten rechnen wollen, Russland umfasst. Dieser Ring wird von einem zweiten mit wieder etwas günstigerer Mortalität umschlossen, welcher Dänemark, England, Belgien, die Pyrenäische Halbinsel, Italien und Rumänien begreift. Der äusserste, die günstigsten Verhältnisse zeigende Ring besteht aus Schweden, Norwegen, Schottland, Irland und Frankreich.

Um kurz zu zeigen, welche Dimensionen das Uebel angenommen hat, möge es genügen wenige Ziffern anzuführen. Von hundert Lebendgeborenen starben 1865—78 im ersten Lebensjahre: In Irland 9,48; Norwegen 10,74; Schottland 12,46; Schweden 13,69; Frankreich 16,62; Belgien 17,35; Schweiz 19,83; Preussen 21,77; Thüringen 22,08; Oesterreich 25,77; Russland 26,54; Baden 27,16; Sachsen 27,63; Baiern 31,62; Württemberg 32,36.

Diese Zahlen sprechen eine sehr deutliche Sprache; sie zeigen, dass in unsern hochcivilisirten Ländern schlimme sociale Uebel am Mark der Völker nagen. Es erhebt sich natürlich sofort die Frage, wodurch wird die übergrosse Sterblichkeit der Kinder im ersten Lebensjahre bedingt? Hierauf sind bereits unendlich verschiedene Antworten gegeben, von denen einige aber entschieden unbegründet sind.

Was soll man z. B. dazu sagen, wenn ein, übrigens recht verdienter Arzt in einem 1867 erschienenen Aufsatz die den Credit einengenden Wuchergesetze, sowie die indirekten Steuern beschuldigt, der Kindersterblichkeit Vorschub zu leisten? oder wenn ein anderer meint, öffentliche Belehrungen durch populäre Vorträge könnten dem Uebel steuern? — In Frankreich und Deutsch-

24) Politische Wochenschrift Nr. 13, 1882.

Zacharias, Die Bevölkerungs-Frage.

land haben sich unter andern zwei gewichtige Versammlungen mit dieser Frage beschäftigt: die Naturforscher-Versammlung in Innsbruck 1867, und die Academie de Medicine 1870. Letztere suchte die Ursache der Säuglingssterblichkeit in der Liederlichkeit der Mütter, der grossen Zahl der unehelichen Geburten, dem Unterlassen des Selbststillens, der Unwissenheit bezüglich der Kinderpflege, der künstlichen Aufpäppelung, mangelnder Aufsicht über die Pflegemütter der Ziehkinder, zu später Schutzpockenimpfung u. s. w. Die erwähnte Naturforscher-Versammlung nahm Thesen an, welche zur Bekämpfung des Uebels aufforderten: Staatliche Förderung von Bildung und Sittlichkeit, naturwissenschaftlichen und diätetischen Unterricht in Mädchenschulen (!), Aufsicht auf die körperliche Entwicklung in Mädchenschulen, Versorgung der Landbevölkerung mit guten Hebeammen, polizeiliche Controle der Milchverkaufsstellen, Vermehrung der Krippen, Aufsichtsvereine für die Ziehkinder, höhere Alimente für uneheliche Kinder.

Diese Vorschläge, denen man mit Leichtigkeit noch einige Dutzende ähnlicher beifügen könnte, wie z. B. alle möglichen Forderungen betreffs der Wohnungs- und Kleidungshygieine, sind ja sehr vortrefflich; nur schade, dass die Herren Naturforscher uns nicht zugleich die Mittel und Wege gezeigt haben, mittelst derer man alle jene wünschenswerthen Einrichtungen ins Leben rufen könnte. Allen solchen Vorschlägen steht immer ein übermächtiges Hinderniss im Wege: die schlimme wirthschaftliche Lage der grossen Menge, des eigentlichen Proletariates. Es ist allgemein anerkannt, dass das Selbststillen der Mütter in jeder Beziehung von dem besten Einfluss ist, sowohl auf das Befinden des Kindes, als das der Mutter. Aber wenn nun die Fabrikarbeiterin oder die Tagelöhnerin in Stadt und Land um überhaupt leben zu können gezwungen ist, nach einem Wochenbett von wenigen Tagen ausserhalb des Hauses ihrer Arbeit nachzugehen? Soll das Neugeborene 14 oder 16 Stunden hungern? Da das unmöglich ist, wird zu irgend einer Art von künstlicher Ernährung geschritten und wir können das arme Kind glücklich schätzen, wenn ihm wenigstens gesunde, frische Kuh- oder Ziegenmilch und nicht etwa ein Mehlmus oder dergleichen gereicht wird. Was sich dann begiebt, ist leider nur zu klar: das Kind erliegt, wenn es nicht ganz besonders kräftige Verdauungswerkzeuge be-

sitzt, in kurzer Zeit der verkehrten Ernährung; die nicht stillende Frau aber ist wahrscheinlich schon nach ein paar Monaten wieder schwanger.

Noch immer halten Viele eine grosse Geburtenzahl für ein sicheres Zeichen der Blüthe eines Landes, für ein Zeugniß einer gewissen überschüssigen Kraft. Das Irrthümliche dieser Ansicht leuchtet ein, wenn man weiss, dass gerade die Armen und Elenden am meisten Kinder ins Dasein rufen. Es ist eine jedem Arzte bekannte Erfahrung, dass dürrtig genährte, magere Frauen am leichtesten concipiren. Nun sehe man unsere Proletarierbevölkerung an; fast alle Frauen, namentlich alle Fabrikarbeiterinnen sind dürrtig genährt; es folgt Schwangerschaft auf Schwangerschaft und nicht selten wird eine junge, mit sechzehn Jahren heirathende Frau bis zum dreissigsten Lebensjahre zwölf bis fünfzehn mal Mutter. Von den Geborenen wächst aber nur ein geringer Prozentsatz auf; oft sterben alle in ihrem ersten Lebensjahre. Es ist eine längst feststehende Thatsache, dass „bei einer grösseren Geburtsziffer auch die Kindersterblichkeit im Verhältniss zu den Geburten grösser ist, gleichsam als wenn der Werth eines Kindeslebens im umgekehrten Verhältniss zu der Häufigkeit der Erzeugung desselben stehe“ (Wappäus). Eine sehr gute Illustration zu diesem Satz giebt folgende kleine Tabelle:

	Zahl der Geborenen auf 1000 Einwohner:	Von 100 Lebend- geborenen sterben im 1. Lebensjahre:	Von 100 Todesfällen entfallen auf die Alters- klasse von 0—1 Jahr:
Frankreich	25,8	16,62	18,79
Irland	26,7	9,48	14,35
Norwegen	30,3	10,74	18,21
Schweden	30,4	13,69	21,54
Schweiz	30,8	19,83	26,21
England	35,6	15,25	24,76
Thüringen	36,6	22,08	32,27
Italien	37,0	21,44	26,43
Oesterreich	38,3	25,77	31,80
Preussen	38,7	21,77	32,20
Baiern	39,4	31,62	40,74
Sachsen	41,7	27,63	30,84
Württemberg	43,4	32,36	44,88

Man sieht sofort den Parallelismus der drei Zahlenreihen, welcher nur an einigen Stellen, namentlich zu Gunsten Englands

4 *

und Sachsens unterbrochen wird. Im Allgemeinen aber gilt der Satz: je mehr Kinder geboren werden, desto mehr sterben bereits im ersten Lebensjahre wieder ab. Die Ursache des Absterbens liegt in letzter Instanz in einer relativen Uebervölkerung, d. h. in einem ungünstigen Verhältniss zwischen der Zahl der Consumenten und der Production, und zwischen der Volksvermehrung und dem wirthschaftlichen Fortschritt.“

So Dr. Stille. Eine ganz ähnliche Betrachtung über die Säuglingssterblichkeit stellt der Hagenauer Hospitalarzt Dr. Ph. Biedert in seinem Specialwerke über Kinderernährung an. Im ersten Kapitel dieses nicht hoch genug zu schätzenden Buches beschäftigt sich Dr. Biedert, auf Grund einer sehr reichen practischen Erfahrung, mit der Kindersterblichkeit im ersten Lebensjahre, und kommt — ganz unabhängig von Dr. Stille — zu genau demselben Ergebniss wie dieser. Biedert fasst seine wissenschaftliche Ueberzeugung in folgenden Satz zusammen: „Die Lebensdauer und die Lebenstüchtigkeit der Kinder werden bestimmt durch das Verhältniss der für sie disponiblen Nahrungsmittel zur Zahl derer, die sich darein theilen“²⁵⁾.

Peter Camper machte schon vor mehr als 100 Jahren auf den heute noch im Vordergrund stehenden Einfluss aufmerksam, den die ökonomischen Verhältnisse auf die Kindersterblichkeit ausüben. Seitdem hat die Statistik nur beweisendes Material hierfür beizubringen, aber nichts an der Thatsache selbst zu ändern vermocht. Zur nochmaligen Illustration der letzteren sei aus den vorzüglichen Detailangaben Wolff's²⁶⁾ über die Kindersterblichkeit (in Erfurt) eine Tabelle angeführt, die ohne jeden weiteren Commentar verständlich sein wird:

	bei Unhehlchen	beim Arbeiter- stand	beim Mittelstand	bei höheren Ständen	im Mittel
0—1 J. alt	35,2	30,5	17,3	8,9	24,4
1—2 „	5,5	11,5	5,5	1,9	7,6
3—5 „	4,2	13,6	6,5	2,6	8,7
6—10 „	2,1	6,8	3,8	1,3	4,5
11—14 „	0,3	2,5	1,1	0,8	1,5

25) Dr. Ph. Biedert: Die Kinderernährung im Säuglingsalter, 1880, S. 44.

26) A. Wolff: Untersuchungen über die Kindersterblichkeit. Erfurt 1874.

Dass es übrigens (wie auch Stille gezeigt hat) der Weg der Ernährung ist, mittels dessen die ökonomischen Verhältnisse ihren Einfluss auf die Kindersterblichkeit geltend machen, geht ebenfalls aus den schönen Untersuchungen von Wolff hervor, insofern sich zeigt, dass das Sterblichkeitsverhältniss an Ernährungskrankheiten bei den höheren Ständen = 1 angenommen, die Kinder des Mittel- und Arbeiterstandes eine Mortalität von $2-2\frac{1}{2}$, die unehelichen aber eine solche von $7\frac{1}{2}$ aufweisen. Gegen eine so klare Statistik ist nichts einzuwenden.

Eine wahrhaft classische Schilderung der durch fehler- oder mangelhafte Ernährung hervorgerufenen Säuglingskrankheiten giebt Dr. Geigel in seiner Abhandlung über die Kindersterblichkeit in Würzburg²⁷⁾, indem er sagt: „Während wenige Häuser weiter hin der Sprössling reicher Eltern auf dem Schoosse seiner Amme ruht, wird die Frucht der Liebe mit Mehlbrei und Buttersuppe gefüttert oder ihr unzeitiges Wimmern mit dem schmutzigen Zulp gestillt. Da ist Niemand, der es mit ihm gut meint; ein braver Student der Medicin freilich besucht es täglich und empfiehlt und verordnet, was er gelernt hat. Aber das Kind wird immer abgemagerter. Zuletzt kann es aus Schwäche nicht mehr schreien und husten. Die Pflegemutter meint jetzt, dass es bereits das „innerliche Gefraisch“ habe und dass es bald sterben werde. Doch dauert es oft noch Wochen, bis es stirbt. Dann wird die Leiche mit ein paar Papierblumen geziert und in dem Todtenschein steht Brechdurchfall oder Marasmus. Jedermann hat seine Schuldigkeit gethan und Alles ist ohne Störung der öffentlichen Ruhe vorüber, denn, um der Wahrheit gerecht zu werden, still und ohne öffentliches Aergerniss zappeln sich diese jungen Leben aus.“

Und wie stellt sich das Loos der Mütter bei dieser unaufhörlichen Production von Nachkommenschaft? Wenn die bedauernswerthen Frauen, welche nicht im Stande sind, sich Dienerschaft und Kinderwärterinnen zu halten, jedes Jahr von Neuem gebären, so häufen sich die Anstrengungen und Kräfteverluste in einem ganz unglaublichen Grade. Neben der vermehrten Tagesarbeit für die heranwachsenden Sprösslinge sind es die viele Jahre allnächtlich durchzumachenden Störungen des so nöthigen

27) Deutsche Vierteljahrsschrift für öffentl. Gesundheitspflege, 1871.

Schlafes, welche mit ihrer nervenzerrüttenden Wirkung die körperliche und geistige Gesundheit untergraben. Jegliche Frische und aller Lebensmuth schwinden dahin. Es treten auch ganz specielle und örtliche Krankheitszustände ein, von denen prolapsus uteri noch der allerglimpflichste ist ²⁸⁾. Wer da meint, dass ich mich hier zu eingehend mit den Folgen der übermässigen Volksvermehrung befasse, der möge sich an das kräftige Wort Wilhelm Roschers erinnern, welcher bei einer Aufzählung der für den Nationalökonomien erforderlichen Eigenschaften sagt: „dass ihm kein Dünger zu schmutzig, kein Abfall zu kleinlich, keine Coursliste zu trocken und keine Buchführung zu unpoetisch sein dürfe“ ²⁹⁾. Ich finde im Gegentheil, dass die meisten von denen, welche über das Capitel der Bevölkerungsfrage geschrieben haben, ihren Gegenstand zu sehr mit Glacéhandschuhen angefasst und nicht hinlänglich von allen Seiten beleuchtet haben. Freilich ist das auch wiederum erklärlich. Die cameralistisch geschulten Volkswirthe haben selten Neigung oder Beruf dazu, sich mit dem so zu nennenden physiologischen Theil der socialen Frage zu befassen, und andererseits giebt es wieder sehr wenig Aerzte und Naturforscher, die Geschmack an dem Studium und der Untersuchung nationalökonomischer und socialpolitischer Probleme finden.

Ich kann den Punkt der Kindersterblichkeit nicht verlassen, ohne noch einer Abhandlung Majer's ³⁰⁾ zu gedenken, die sich eingehend mit den Mortalitätsverhältnissen in Bayern beschäftigt. Majer theilt ganz Bayern in 4 Bezirke ein. Im ersten herrscht geringe Kindersterblichkeit, 15—20 ‰, im zweiten eine mässige, 25—35 ‰, im dritten eine hohe, 35—45 ‰, und im vierten eine sehr hohe, 45—55 ‰.

In dem 1. Bezirk finden sich 34,7 Lebendgeborene auf 1000 Einwohner, dabei 4138 Einw. auf die Quadratmeile. Im 2. 34,1 ‰ Lebendgeborene und 3264 Einw. per Quadratmeile. Im 3. 38,9 ‰ Lebendgeborene und 3441 Einwohner per Quadratmeile und im letzten endlich 43 ‰ Lebendgeborene und 2980 Einw. auf der Quadratmeile.

28) Vergl. den offenen Brief Dr. med. Stille's an Dr. Panthel (Ems) im 8. Heft von Betz's „Memorabilien“, 1881.

29) Geschichte der Nationalökonomie in Deutschland. 1874, S. 330.

30) Carl Majer: Die Sterblichkeit der Kinder während des 1. Lebensjahres in Bayern. Journ. f. Kinderkrankheiten. S. 153—198. 1871. (In Ph. Biedert's Werke eingehend citirt.)

Es resultirt also auch hier eine offenbare Zunahme der Sterbefälle mit der Geburtenhäufigkeit; daneben scheint sich in mindestens dem Grade auch der Einfluss der ökonomischen Lage noch kenntlich zu machen, insofern dem Ansteigen der Sterblichkeit ein Herabgehen der Bevölkerungsdichtigkeit, also wohl der Fruchtbarkeit und Wohlhabenheit des betreffenden Bezirkes entspricht. Die bei weitem interessanteste Nutzanwendung aber erfährt die Majer'sche Gruppierung durch die Berechnung, wieviele von den Neugeborenen in den verschiedenen Bezirken das 1. Lebensjahr überschreiten. Und da findet sich, dass auf 1000 Einwohner von jenen am Ende des ersten Lebensjahres noch vorhanden sind: im 1. Bezirk 27,7, im 2. 24,1, im 3. 23,2 und im 4. 22,4 — „dass also in den kinderreichsten Bezirken die vielen Geburten nutzlos zu Stande kommen, dass vielmehr die meisten dauernden Volksglieder von den geburtenarmen Strecken geliefert werden.“

Diese Untersuchung bietet also den drastischsten Beleg dafür dar, dass die blosse Thatsache einer hohen Geburtenziffer gar keine Bedeutung für ein Land hat.

Trotzalledem giebt es bei uns und anderwärts eine Anzahl von seichten Bewunderern des starken Geburtenzuwachses und letzterer gilt fast allgemein als ein sicheres Zeichen von Prosperität. Bei unserer Untersuchung werden wir aber immer mehr gewahr werden, dass es nur eine Illusion ist, wenn der kinderreichere Staat (also z. B. Preussen im Vergleich mit Frankreich) für vortheilhafter situirt gehalten wird.

In Frankreich wurden auf 100 000 Einwohner jährlich geboren (1861—1866) 2660, in Preussen (1851—1860) 3910; die Vermehrung überwiegt also um 1250.

Von diesen Lebendgeborenen starben nun aber im 1. Lebensjahre in Frankreich (nach Bertillon) 176,6 ‰ oder absolut 470,0; in Preussen 196,1 ‰ oder absolut 766,8. Es bleiben also am Ende des 1. Jahres in Frankreich 2190, in Preussen 3143,2 am Leben. Dies ergibt eine Differenz zu Gunsten des letztern von nur noch 953,2, statt der anfänglichen 1250.

In Frankreich starben nun im 2., 3., 4. und 5. Jahr noch 59,3, 34,3, 23,2 und 16,7 ‰ der in jedes dieser Jahre Eintretenden (von Bertillon für 1857—1866 berechnet); das ergibt auf jene 2660 Lebendgeborenen absolut 279,0. In Preussen starben

von 2—5 Jahren 129,9 ‰ der Lebendgeborenen oder absolut 568,0. Am Ende des 5. Jahres finden wir also in Frankreich noch 1911,0; in Preussen noch 2634,0 vor. Die Differenz zu Gunsten Preussens beträgt also nur noch 723 gegen 1250.

Schon nach 5 Jahren hat also der kinderreichere Staat nicht viel mehr als die Hälfte seines ursprünglichen Vortheils übrig, und für die gewonnenen 723, hat Preussen 527 mehr als Frankreich nutzlos erzeugt und wieder zu Grunde gehen lassen mit allem Capital, was auf die Erzeugung (Gesundheit und Arbeitsminderwerth der Mutter) verwandt worden war.

Solche Zahlen lassen den Kinderreichthum eines Landes offenbar in einem ganz anderen Lichte erscheinen. In Geldwerth ausgedrückt — den Kopf per Jahr nach Engel zu 40 Thaler gerechnet — macht der Verlust von 527 auf 100 000 für eine Bevölkerung von 20 Millionen jährlich 4 Millionen Thaler aus.

Dieser Verlust muss fast ganz allein von der kinderreichen Armuth getragen werden, die eigentlich nichts für solche Extraausgaben übrig hat.

An das sociale Uebel einer excessiven Kindersterblichkeit, wie sie bei uns herrscht, knüpft sich aber naturgemäss auch das weitere Uebel einer kürzeren Lebensdauer und verminderter Leistungsfähigkeit unter den Erwachsenen. Denn neben den vielen Kindern, die aus Mangel an aller Pflege sterben müssen, giebt es auch solche, die zwar ungenügende Abwartung erhalten, aber doch am Leben bleiben. Diese letzteren stellen dann das Hauptcontingent zu der Zahl der Siechen und Schwachen, welche zur neuropathischen Degeneration der Race beitragen. Es ist im Zusammenhange hiermit nicht unwichtig zu constatiren, dass in Preussen factisch das Durchschnittsalter nicht bloss aller Gestorbenen (von 1820—1860) um 2 Jahre, sondern speciell das Durchschnittsalter der nach dem 14. Jahre Gestorbenen bei Männern von 54,41 auf 52,82, bei weiblichen Personen von 54,31 auf 53,17 Jahre herabgesunken ist.

So führt die Verkettung der Umstände naturgemäss dazu, dass die Erzeugung eines Uebermaasses von Leben im Ganzen, dem Einzelleben Abbruch thut und es verkürzt. Man muss nur, wie schon in einem frühern Capitel erwähnt, etwas biologische Schulung besitzen, um die Wirkung einer Ursache bis in ihre feinsten Verzweigungen hinein verfolgen zu können.

Unter den deutschen Nationalökonomern ist es Schäffle, der zuerst wieder energisch betont hat, ein wie grosses Hemmniss dem Fortschritt der Civilisation durch ein Uebermaass von Bevölkerung bereitet wird. Nach Schäffle darf in der Volksvermehrung nur in soweit ungestraft weitergegangen werden, als durch productive Anpassung für die vermehrten Existenzen weitere Spielräume eröffnet, unnöthige Bedürfnisse beseitigt, technische Fortschritte gemacht oder geringere Naturwiderstände aufgefunden werden können. Darüber hinaus stelle sich der Zerstörungskampf unter den überzähligen Existenzen ein. „Es giebt kein Mittel“ — heisst es bei Schäffle — „dem Missverhältniss zwischen dem Vermehrungstrieb einerseits und der endlichen Abnahme des Bodenertrags andererseits zu entgehen, als indem das Gleichgewicht durch Einschränkung des Vermehrungstriebes auf die mögliche Ausdehnung der Productionsmittel bewahrt wird..... Nur auf Gefahr chronischen Massenelendes und ewig wiederholten Vernichtungskrieges kann sich der Mensch der Proliferation im Maasse der Anhäufung der Zeugungsstoffe hingeben. Vermehrt er sich wie das Thier (Vergl. unser I. Capitel. Der Verf.), so erleidet er auch den Vernichtungskrieg, den der Vermehrungstrieb herbeiführt³¹⁾.“ Wie klar Schäffle die Bevölkerungsfrage erkannt hat, geht am besten aus folgender Stelle seines eben citirten Werkes hervor: „Die enorme Sterblichkeit der ehelichen und unehelichen Kinder des Proletariats ist die nutzlose Vergeudung grosser Erziehungscapitalien und umschliesst Massen namenlosen Schmerzes; und doch ist sie die nothwendige Folge der durch Armuth herbeigeführten Gleichgültigkeit und Unterhaltungsunfähigkeit. Auch in der christlichen Gesellschaft, die auf die altgriechische und neuchinesische Gegentendenz der Kinderaussetzung verzichtet hat, wüthet diese Folge der Proliferation. Bei näherer Betrachtung ist das Elend von Kindern, die von den Eltern und von der Findlingspflege vernachlässigt werden, vielfach ein noch grausameres Sterbenlassen, als die Kinderaussetzung und der Kindermord der Wilden. Wenn man aber auch das unsägliche Leiden der unschuldigen Progenitur ausserehelicher Verbindungen vergessen wollte, so kann doch Niemand verkennen,

31) Bau und Leben des socialen Körpers, 1878, S. 245 u. ff.

dass auch die glücklich Ueberlebenden, die wohlhabenden Familien ihren Kindersegen durch einen Daseinskampf erkaufen, der im Grunde doch nur den Familienegoismus züchtet³²⁾.

Prof. Adolf Wagner hat sich unlängst ebenfalls mit der Frage der Volksvermehrung beschäftigt und er kommt seinerseits auch zu dem Ergebniss: dass der grosse Geburtenüberschuss für Deutschland seine Schattenseiten habe. „Wir ziehen Kinder über Kinder auf“ — ruft er aus — „für unsere Heimath, für die halbe Welt, für die überseeischen neuen Länder. Unsere Volksgenossen sind fast gleich den Juden überall, in Frankreich, England, Russland, in Amerika u. s. w., in den Geschäften, in der Technik, im Lehrberuf, freilich mehr in den dienenden als in den leitenden Stellungen verstreut. Unsere Hausfrauen haben ihr so schönes, aber auch etwas enges Arbeitsfeld in der Kinderstube. In Frankreich fehlen diese Freuden und Erfolge zum Theil — aber auch die damit verbundenen Leiden und Nöthe³³⁾“.

Zur Beleuchtung der Sachlage führt Wagner zwei frappante Zahlenverhältnisse an. In Preussen mussten in neuerer Zeit (die Daten sind den fünfziger und sechziger Jahren entnommen) rund etwa 2 Erwachsene, d. h. Personen über 14 Jahre, durchschnittlich etwas mehr als ein Kind bis zu 14 Jahren unterhalten; in Frankreich trugen diese Last 3 erwachsene Personen. Das macht einen Unterschied um 50 Prozent!

Unsere rasche Volksvermehrung nöthigt uns indessen nicht bloss zur Darbringung von materiellen Opfern und zu höheren Arbeitsanstrengungen, sondern wir haben auch viel Seelenleid und Sorge um unseres Kinderreichthums willen zu ertragen. Dies ist jedoch noch das weniger Bedenkliche. Die Hauptschattenseite, die mit den bei uns herrschenden Populationsverhältnissen verknüpft ist, liegt in dem Mangel an Zeit und materiellen Mitteln für die eigentliche Culturarbeit. Wir brauchen zu viel Geld zur Aufziehung der jungen Generation, leben in Folge dessen auch ökonomisch knapper und erübrigen weniger für die weitere geistige Entwicklung der erwachsenen Generation. „Wir sorgen zwar“ — bemerkt Prof. Wagner sehr richtig — „durch das grossartigste und kostspieligste Schulwesen aller Zeiten und Völker

32) Bau u. Leben, S. 249—250.

33) Beilage zur „Allgem. Zeitung“ Nr. 168, 1880.

für die intellectuelle Jugendbildung, aber da die, welche eben erzogen und unterrichtet wurden, bald selbst wieder eine neue junge Welt aufzuziehen haben, so bleiben die Bildungskeime, die wir in die Jugend legten, im erwachsenen Alter vielfach unentwickelt, wenigstens für die sonst möglichen gedeihlichen Früchte. Wir sind unter solchen Verhältnissen leider nur die grosse Kinder- und Schulstube der Welt, auch für Amerika.“

Noch eingehender, als die vorgenannten beiden Autoren hat sich der Kanzler der Universität Tübingen, Prof. G. Rümelin, mit dem Thema der Volksvermehrung befasst. In einem Essay „Zur Uebervölkerungsfrage“ ist der ganze Gegenstand mit grosser Umsicht und Gründlichkeit erörtert³⁴⁾. Ich kann mir nicht versagen, aus der schönen Abhandlung die Stelle zu reproduciren, in welcher Prof. Rümelin auf Frankreich zu sprechen kommt und dasselbe gegen den Vorwurf in Schutz nimmt, als ob unter seinen Bewohnern nur Frivolität und Unsittlichkeit herrsche. Es heisst hierüber in dem genannten Essay: „Wir müssen überhaupt lernen, die französischen Vorgänge zu verstehen und richtiger zu würdigen. Vor hundert Jahren waren die französischen Ehen so fruchtbar wie die deutschen; auch bei 25 Millionen Einwohnern wurde damals in Frankreich schon jährlich eine Million Kinder geboren, die jetzt bei 37 Millionen kaum mehr erreicht zu werden pflegt. Als nun die Revolution die Domänen, die Kirchen- und Adelsgüter zerschlug und den Grund und Boden des Landes mit unbeschränkter Mobilisirung und gleicher Erbtheilung in die Hände kleiner selbstwirthschaftender Eigenthümer brachte, als man bereits daraus eine mit Nothwendigkeit in den Abgrund der Zwergwirthschaft führende Zersplitterung besorgte, da erkannte der französische Bauernstand, dass es für den auskömmlichen und nachhaltigen Bestand einer ländlichen Familie eine Grenze der Gütergrössen gebe, unter welche herabzugehen nicht mehr zulässig sei, und dass das einzige und unerlässliche Mittel hierfür in einer kleinen Kinderzahl bestehe. Wie das zu geschehen habe, darüber wurden keine Bücher geschrieben, wie in England und Deutschland, und es bedarf dazu keiner besonderen Gelehrsamkeit. Immerhin schickt auch so noch das französische Land-

34) G. Rümelin: Reden und Aufsätze. 1881. S. 568—624.

volk den Städten und der Industrie einigen Zuzug aus dem Ueberschuss der Geburten über den landwirthschaftlichen Bedarf. In Folge dieser Enthaltbarkeit steigt nun dort das Einkommen des Volkes weit rascher als seine Zahl und der Nationalreichtum ist in stetigem und staunenswerthem Wachsthum begriffen. Ein sachkundiger Statistiker berechnet (Journal des Economistes, Mai 1875) die jährlichen Ersparnisse des französischen Volkes zu 4 Milliarden Franken, während die Bevölkerung um die Zeit von 1872—1876, wo die Zunahme die grösste war, jährlich nur um 137 000 Personen wuchs gegen die $3\frac{1}{2}$ -fache Zahl von Deutschland. Eine Vermehrung, die wir in 9 Jahren erreicht haben, erfolgt dort noch nicht im Verlauf einer ganzen Generation. Dabei ist das Land wärmer und fruchtbarer als Deutschland, und doch wohnen bei uns bereits 700 Menschen mehr auf jeder Quadratmeile als dort. Die beiden Völker verhalten sich ganz zu einander wie eine bemittelte Familie mit wenigen Kindern, die jedes Jahr ihr Vermögen und Einkommen vermehren kann, und eine wenig bemittelte Familie mit vielen Kindern, die anfängt sich einschränken zu müssen, weil das Einkommen hinter der wachsenden Kinderzahl zurückgeblieben ist. Man bedenkt es gar nicht genug, was Alles daran noch weiter hängt, wenn das eine Volk auf eine Million Einwohner jährlich statt 41 000 Geburten nur 26 000, aber auch statt 30 000 Sterbefälle nur 22 000 zählt. Es ist ein intelligenter Masseninstinct, der die Franzosen zu unbewussten Malthusianern gemacht hat.“

Das ist das Urtheil Rümelins über die in Frankreich herrschenden Verhältnisse; es klingt ganz anders wie das im pharisäischen Hochmuth gesprochene so vieler obscurer Scribenten, die bei Erwähnung des Wortes Frankreich nur an Cancantänze, Chauvinismus und Cocotten denken.

Was soll man aber nun, so höre ich den geehrten Leser fragen, gegen die rasche Volksvermehrung thun? Welche Mittel giebt es, um den alljährlichen Geburtenüberschuss von 550 000 zu verringern?

Auf diese Frage ist zu antworten, dass schon ein gesetzlicher Schutz wider frühzeitige und jeder wirthschaftlichen Grundlage entbehrende Eheschliessungen von fühlbarem Nutzen sein würde. Es werden in Deutschland alljährlich

400 000 Trauungen vollzogen, aber man wird nicht fehlgehen wenn man annimmt, dass mindestens ein Drittel dieser Ehen auf Grund einer ganz ungenügenden Existenzbasis geschlossen wird. Die Herren Standesbeamten wissen aus ihrer Erfahrung ganz genau, dass es gerade die Armen und Besitzlosen sind, welche den folgenschweren Schritt in's eheliche Leben mit unglaublich grossem Leichtsinne thun. Hier müsste also Wandel geschaffen werden. Aus einer Rede, welche Dr. Friedr. Fabri am 26. October 1880 auf dem Congress für deutsche Auswanderung und Handelscolonisation zu Berlin gehalten hat, ersehe ich übrigens mit Vergnügen, dass derselbe Mann, der die Frage, ob Deutschland der Colonien bedürfe, mit Ja beantwortet hat, auch gegen die vorzeitigen Eheschliessungen Front macht³⁵⁾.

Wenn man mir mit Bezug auf diese Ehebeschränkungsforderung entgegenhält: eine solche Massregel werde die ausserehelichen Geburten vermehren, so muss ich hierauf erwidern, dass diese Befürchtung nur so lange begründet ist, als die eventuellen Alimentationskosten so niedrig bemessen sind, wie eben. Diese Kosten müssen auf das drei- und vierfache erhöht werden, wenn sie von den sogenannten „Lebemännern“ als unangenehme Belastungen ihres Budgets empfunden werden sollen. Ferner müsste eine gesetzliche Verordnung bestehen, die Namen Derjenigen, die solche Alimentationsgelder zahlen, zu veröffentlichen. So lange der Erzeuger das Vorrecht genießt, anonym zu bleiben und die Möglichkeit besteht, sich mit einigen hundert Thalern von einer grossen Verantwortlichkeit loszukaufen, so lange freilich werden Ehebeschränkungen nur den Erfolg haben, die Zahl der unehelichen Geburten zu vermehren. Vernunft und Moral werden aber in einer fortgeschritteneren Zeit sicherlich mitzusprechen haben, wenn die Bestimmungen, welche die aussereheliche Vaterschaft betreffen, einer Revision unterzogen werden.

Wenn wir für den hungrigen Bettler, der im Bäckerladen ein Brot stiehlt, nicht die Entschuldigung gelten lassen, dass ihn der Trieb nach Sättigung zum Diebstahl verleitet habe, so dürfen wir auch der leichtsinnigen Frivolität nicht gestatten, sich auf die Macht eines Triebes zu berufen, der ganz gewiss eher einer Zügelung fähig ist, als der Hunger.

35) Vergl. Köln. Zeitung Nr. 301, 1880. Erstes Blatt.

Die gesammte civilisirte und wahrhaft sittliche Menschheit muss durch eine weise Gesetzgebung genöthigt werden, ernsthaft den Kampf der sittlichen Freiheit gegen die Naturnothwendigkeit, welche letztere sie sonst mit dem Thiere auf gleiche Stufe stellt, zu bestehen. Nur hierdurch kann das Glück der werdenden Geschlechter dauernd begründet werden, nicht aber dadurch, dass sich die Menschheit ohne alle Gegenkraft und Vernunft, durch das Gift der Wollust in einen tausendjährigen Schlendrian einwiegen lässt.

Die Frage der Beschränkung allzufrüher Eheschliessungen steht auch in einem bisher noch so gut wie gar nicht erwogenen Zusammenhange mit der Armengesetzgebung und mit dem Projecte des Fürsten Bismarck, für die von Löhnen lebende Bevölkerung eine Versicherungsanstalt in's Leben zu rufen, die den alt und invalid gewordenen Arbeiter der Befürchtung überhebt, in den Tagen eintretender Arbeitsunfähigkeit darben zu müssen. So menschenfreundlich und echt christlich nun auch die Idee dieses Projects ist, so kann sie — meines Erachtens — doch nur zur Ausführung gelangen, wenn man sich staatlicherseits dazu entschliesst, Denen, die nicht die mindeste materielle oder moralische Garantie dafür bieten, dass sie eine Familie ernähren können, den Eintritt in die Ehe zu erschweren. Denn nimmt die Gesellschaft (resp. der Staat) die Pflicht auf sich, für die alt und invalid gewordenen Arbeiter zu sorgen, so hat sie auch das Recht, zu verlangen, dass die Zahl der künftig zu Unterstützten nicht in einer Progression zunehme, welche die Möglichkeit ausschliesst, die Mittel zu dem an und für sich sehr löblichen Liebeswerke aufzubringen. Andererseits läge in der Etablirung eines „Patrimoniums der Enterbten“ ein grosser Anreiz für die proletarische Bevölkerung, in den Tag hinein zu leben, zu heirathen und die Ernährung ihrer zahlreichen Nachkommenschaft dem Staate zu überlassen. Der Herr Reichskanzler hat selbst einmal sehr richtig darauf hingewiesen, dass der practische Politiker sich dem gesellschaftlichen Organismus gegenüber in der Lage eines Arztes befinde, der erst durch Erfahrung kennen lerne, wie ein Medicament auf den heilbedürftigen Körper wirke. Fürst Bismarck führte zur Illustration dieses Satzes die Thatsache an, dass nach Wegfall der Mahl- und Schlachtsteuer Jedermann die Erwartung gehegt habe, Brot und Fleisch müssten nun billiger werden. Das

sei jedoch nicht eingetreten. Brot und Fleisch seien im Preise nicht herabgegangen, wohl aber hätten sich mehr Fleischer und Bäcker in den Städten niedergelassen. Man ersehe hieraus, sagte Fürst Bismarck, dass es misslich sei, in volkswirtschaftlichen Dingen zu theoretisiren.

Ich finde diese Darlegung äusserst zutreffend, nur möchte ich die Nutzenanwendung davon auch auf den muthmasslichen Effect derjenigen Politik, die sich in ihrem Ziele mit dem practischen Christenthum identificirt, gemacht wissen.

Könnte es nicht ganz anders kommen, wie der Herr Reichskanzler meint? Könnte der Lohnarbeiter durch die Aussicht, dass in den Tagen eintretender Noth nunmehr durch den Staat für ihn gesorgt sei, nicht sorgloser und leichtsinniger werden? Und könnte so der beabsichtigte Erfolg des schönen und humanen Unternehmens nicht ganz und gar verloren gehen?

Ich werfe die Fragen nur auf, aber wage sie nicht zu entscheiden. Nöthig erscheint mir indessen, dass auf jeden Fall der übermässigen Zunahme der besitzlosen Bevölkerung ein Riegel vorgeschoben werden muss, wenn dem Gedanken einer Arbeiteraltersversorgung auch nur die innere Möglichkeit der Ausführung beiwohnen soll; von den äusseren Schwierigkeiten, welche sich gegen die Realisirung eines solchen Projects aufthürmen, die aber vielleicht nicht unüberwindlich sind, will ich ganz absehen.

In der gesetzlichen Eheerschwerung sehe ich jedoch nur eine Beihülfe, keineswegs das Hauptmittel, um eine Herabminderung unserer grossen Geburtsziffer zu erreichen. Letztere wird nur durch Maassnahmen zu erzielen sein, welche innerhalb der Ehe selbst zur Anwendung kommen. Eine Andeutung darüber soll im Schlusscapitel gegeben werden.

Durch die vorstehende Betrachtung glaube ich zur Evidenz gebracht zu haben, dass die Frage der Volksvermehrung für Deutschland eine brennende ist, dass sie die verschiedensten Gebiete der Volkswirtschaft berührt und dass sie nicht länger mehr ignorirt werden kann. Wundern muss man sich nur, dass bisher allerlei Bedenken erhoben worden sind, diese Frage der

öffentlichen Discussion zu unterwerfen. Es scheint so, als fürchtete man damit in ein grosses Wespennest zu stechen. Von den gesetzgebenden Körperschaften ist in dieser Beziehung erst recht nichts zu hoffen. Als Virchow bei Berathung der oberschlesischen Nothstandsvorlage im preussischen Landtage (am 12. Januar 1880) das Wort ergriff und auf die „über Gebühr grosse Fruchtbarkeit“ der Bevölkerung in jenen Distrikten hinwies, da erregten seine Worte nicht das Nachdenken, sondern die „Heiterkeit“ der Herren Abgeordneten, womit natürlich jeder ernsteren Discussion der Lebensfaden abgeschnitten war. So lange in unseren Parlamenten vorwiegend Leute von litterarisch-logischer Bildung Sitz und Stimme haben, werden wohl „cheers“ das einzige Auskunftsmittel bleiben, sich über heikle und schwierige Fragen des Staats- und Gesellschaftslebens hinwegzuhelfen. Mit blosser „Beredtsamkeit“³⁶⁾ würde man im Falle einer gründlichen Debatte über solche Fragen nicht auskommen. Es müssten da immerhin schon einige Kenntnisse vorhanden sein. Nun ist aber die Mehrzahl der Gebildeten bisher nur ganz oberflächlich mit der naturwissenschaftlichen Gedankenarbeit in Berührung gekommen, höchstens ein wenig mit der Mathematik. Männer von diesem Bildungsgange sind es denn auch vorzugsweise, die unsere Staaten lenken, unsere Kinder erziehen, Ehrfurcht vor der sittlichen Ordnung aufrecht erhalten und — in unseren gesetzgebenden Körperschaften sitzen. Es ist demnach also gar nicht zu verlangen, dass wichtige, tief in das Leben der Gesellschaft wie des Einzelnen eingreifende Fragen der socialen Physiologie vor einem Forum, wie dem des Reichs- oder preussischen Landtags, ihre gebührende, sachgemässe Erwägung finden sollten. Es muss zunächst den Aerzten und Nationalökonomern, den Hygieinikern und Specialforschern auf dem Gebiete der Gesellschaftswissenschaft vorbehalten bleiben, das Publikum über die hohe, in alle Verhältnisse des socialen Lebens eingreifende Bedeutung der Bevölkerungsfrage aufzuklären. Der gute Erfolg solcher Bemühungen würde sich bald fühlbar machen. Die Einsicht, dass eine grosse Anzahl von gesellschaftlichen Uebelständen nicht in Missgriffen der Regierung, sondern in der raschen Volkszunahme ihren Grund

36) Vergl. Fürst Bismarck's vorzügliche Darlegung in der Reichstags-sitzung vom 5. Mai 1881.

hat, würde bald allgemein sein. Man würde sich darüber klar werden, dass unsere Armenhäuser und Armencassen nur das sind, was die Krücken für den kranken Bettler vorstellen, nichts weiter als Stützen, welche jämmerlich durch die Welt schleppen helfen; sie können die Quellen des menschlichen Elends nicht von Grund aus verstopfen. Im Wege öffentlicher und privater Mildthätigkeit lässt sich zwar viel unvermeidliches und unverschuldetes Leiden lindern und Lebensfähiges an der Hand stärkerer Kräfte über Abgründe hinwegführen, aber gegen die chronischen Massenleiden, welche das Folgeübel der Uebervölkerung sind, ist die Mildthätigkeit völlig ohnmächtig, ja sie zieht das Uebel, das sie bekämpfen will, erst recht gross, wenn sie die Neigung zur gewissenlosen Proliferation steigert³⁷⁾. Der politische Socialismus, wie er in unserem Reichstage auftritt, hat von dem Zusammenhange, der zwischen der schlimmen ökonomischen Lage der niederen Classen und der Volksvermehrung besteht, bisher keine Notiz genommen. Man hofft in diesen Kreisen alles Heil von einer „bessern gesellschaftlichen Ordnung“. Dass aber diese „Ordnung“ gar nicht herzustellen ist, dass vielmehr die Unmöglichkeit besteht, irgend etwas Nachhaltiges zum Wohle der ärmeren Classen zu thun, so lange diese Classen ihr Elend rapid und massenhaft weiter züchten — dieser Erkenntniss scheinen sich die Häupter und Wortführer der socialdemokratischen Partei vorläufig verschliessen zu wollen. Ich glaube deshalb nicht, dass dieselben eine klare Einsicht in die Bedingungen haben, unter welchen das eherne Lohngesetz Lassalle's Gültigkeit hat und unter welchen nicht. Sie halten es aber für absolut.

Unter solchen Umständen ist es höchst bemerkenswerth, dass ein österreichischer Socialist, Karl Kautsky, unlängst eine Schrift publicirt hat, in der er seine Parteigenossen zu der Ueberzeugung bringen will, dass „ohne Berücksichtigung des Bevölker-

37) Vergl. Schäffle, Bau und Leben, S. 270. — Prof. Dr. R. Seydel (Leipzig) bespricht die Folgen der Uebervölkerung auch in seiner „Ethik“ (1874) und sagt unter Anderem: „Die volle Freude am Familienleben ist an das Maass gebunden und die meisten wirklichen (nicht bloss eingebildeten) socialen Missstände, wie Wohnungsnoth, Pauperismus und allerlei Arbeiterelend, sind doch wohl im Wesentlichen aus Uebervölkerung, namentlich aus dem ungemeassen Wachsthum der niederen Classen zu erklären, welche davon auch ihren Namen führen (proletarii quia reipublicae prolem tribuunt).“

Zacharias, Die Bevölkerungs-Frage.

ungsgesetzes eine befriedigende Lösung der socialen Frage ganz unmöglich sei³⁸⁾. Er verlangt eine bewusste und absichtliche Regelung der Bevölkerungsbewegung durch Mittel, über die man differirender Meinung sein kann, aber das ändert nichts an der Bedeutung seines, wenn ich nicht irre, in Oesterreich confiscirten Werkes. Man wird das Kautsky'sche Buch nicht aus der Hand legen, ohne den Eindruck zu haben, dass man es darin mit einem Manne zu thun hat, der selbständig denkt und das Gedachte unerschrocken ausspricht.

Im Anschluss hieran will ich auch auf die ausgezeichneten Schriften und Abhandlungen eines namhaften Londoner Arztes, des Dr. med. Charles R. Drysdale hinweisen, der seit Jahren der Bevölkerungsfrage eine grosse Aufmerksamkeit und ernsthaftes Studium widmet. Die meisten dieser Abhandlungen sind in der englischen Monatsschrift „The Malthusian“ enthalten³⁹⁾. In Nr. 35 dieser Zeitschrift (1882) ist ein an den Herausgeber derselben gerichtetes Gedicht publicirt, aus dem die Tendenz ersichtlich wird, welche die englischen Neo-Malthusianer in Theorie und Praxis verfolgen. Die betreffenden Verse lauten:

When, dear Sir, to live at ease
One should have but children four,
Can you tell me, if you please:
Why a prudent man has more?

Why create another life?
Why incur undue expense?
Why cause suffering to a wife?
Wherefore, and on what pretence?

Not, that any impulse pleads
Urging us with nature's voice
(Love is all that Nature needs)
From thoughtlessness, not wilful choice!

Aus derselben Nummer der citirten englischen Monatsschrift kann man übrigens ersehen, dass die Bevölkerungsfrage gegenwärtig nicht bloss in Europa, sondern bereits auch auf der südlichen Halbkugel unseres Planeten, in Indien, discutirt wird.

38) Der Einfluss der Volksvermehrung auf den Fortschritt der Gesellschaft, Wien 1880.

39) Vergl. auch Dr. Drysdale: The Population Question according to Malthus and Mill, London 1878.

Am 7. Juli vorigen Jahres (1882) hielt Mr. Venogoopal Pillay im Secunderabad Social-Club zu Calcutta vor einem morgländischen Auditorium einen Vortrag, der die grosse Volksvermehrung der Hindus zum Gegenstande hatte. Ich theile aus den interessanten Darlegungen des Mr. Pillay folgenden Passus mit: „Das indische Volk besteht eigentlich aus drei Abtheilungen: aus Hindu's, Mohamedanern und Persern. Gehen wir in das Haus irgend eines Hindu. Man wird da selten eines finden, welches nicht von zahlreichen Menschen, die alle zu einer und derselben Familie gehören, bewohnt wird. Es giebt da keine Junggesellen und alte Jungfern, wohl aber viele junge und ältere Wittwen. Die Hindu's sind durch ihre Religion angehalten, zu heirathen. Ihr Gesetzgeber Manu sagt: „Durch einen Sohn erlangt ein Mann den Sieg über alles Volk, durch einen Enkel die Unsterblichkeit und durch einen Urenkel einen Wohnplatz auf der Sonne.“ Der Sinn des Wortes „Sohn“ (Putra) in der indischen Sprache bedeutet Einen, der aus der Hölle errettet, d. h. alle Eltern sind ursprünglich für die Hölle bestimmt, und erst wenn sie einen Sohn haben, wird ihr Loos ein besseres. Manu sagt auch: „Die Zeit, wenn ein Mädchen in die Ehe gegeben werden soll, ist ihr noch nicht vollendetes achttes Jahr (before Puberty), das Gesetz schiebt indessen die Ehe bis über das zehnte Lebensjahr hinaus auf.“ Eine andere religiöse Autorität (Narada) sagt: „Kein Mädchen soll die Periode ihrer Reife herankommen lassen, ohne ihren Eltern und Verwandten davon Kenntniss zu geben. Wenn diese sie dann nicht verheirathen, so sollen sie gleich Kindesmördern erachtet werden.“ Was nun auch immer die Weisheit dieser Aussprüche gewesen sein mag, als sie zum ersten Mal gethan wurden — jetzt sehen wir nicht mehr ein, warum ein Mann durch den Besitz eines Sohnes siegreich über alles Volk sein sollte. Ich brauche nicht zu erwähnen, dass unser Land durch die Mohamedaner und Engländer erobert worden ist und dass wir jetzt eine unterjochte Rasse sind. Ueber die Erlangung der Unsterblichkeit und die Gewinnung eines Ehrenplatzes auf der Sonne will ich kein Wort verlieren. Was die Anordnung Narada's betrifft, dass ein Mädchen sofort, wenn es das Alter der Reife erlangt hat, heirathen soll — so weise ich auf das grosse Elend hin, welches diese Anordnung und die mit ihr verbundene Drohung (siehe oben) über Indien gebracht hat. Die Gewohnheit,

sehr früh zu heirathen, hat unser Volk und Land in's Unglück gestürzt.“

Mit solcher Klarheit und Bestimmtheit discutirt man bereits im Hindulande das Thema der Volksvermehrung. Ist es da nicht wunderbar, dass es bei uns — im Lande der Dichter und Denker — noch eine enorm grosse Anzahl von Leuten giebt, die nicht einmal zu sagen wissen, was unter dem Bevölkerungsgesetz und der Bevölkerungsfrage zu verstehen ist? Auch in den Zeitungen und Journalen, welche von Indiern geleitet werden, findet man dann und wann Aufsätze, welche die Ursachen und Folgen der Uebervölkerung besprechen ⁴⁰⁾.

In deutschen Blättern wird das Thema der Volksvermehrung gewöhnlich in Verbindung mit der Auswanderungs- und Colonialfrage besprochen. Es liegt auch nahe, diese drei Fragen gemeinsam zu behandeln — wenngleich ich persönlich in der Auswanderung kein durchgreifendes Mittel gegen Uebervölkerung erblicken kann. Bei einer so fruchtbaren Nation, wie die deutsche ist, hat der Exodus von einigen hunderttausend Menschen jährlich nur die Bedeutung eines kleinen Aderlasses, der uns viel erwachsene Leute mit entzieht und uns nicht der Mühe überhebt, immer neue Schaaren von Kindern aufzuziehen. Und hierin liegt eben der Kernpunkt der Calamität. Ausserdem wird das eigentliche Proletariat niemals auswanderungsfähig sein, ebenso wenig die physisch herabgekommenen und kränklichen Elemente. Das Einzige, was man von der Auswanderung erwarten kann, ist: dass die Fortziehenden möglicher Weise in der neuen Heimath zufriedener und wohlhabender werden können, als sie es daheim gewesen sind. Die Zurückbleibenden haben hiervon aber gar keinen, oder doch nur einen sehr geringen Vortheil, weil die Lücken in der Bevölkerung bald wieder ausgefüllt werden. Unser colossaler Geburtenüberschuss macht die Hoffnung auf mehr „Ellenbogenraum“ ganz illusorisch. Mit einem Bevölkerungszuwachs von 550 000 pro Jahr kann keine Auswanderung Schritt halten. Dieser Ansicht scheint auch Prof. Ad. Wagner zu sein, wenn er sagt: „Fasst man alle Thatsachen zusammen, so möchte Manches dafür sprechen, dass die Auswanderung vielfach

40) So neuerdings in dem zu Madras erscheinenden *Philosophic Inquirer* vom 16. Oct. 1881. Dr. Naida veröffentlichte in dieser Nummer einen Essay über Human happiness and Malthusianism.

nur einen grösseren Spielraum für die nachhaltige Volksvermehrung geschaffen, nicht die letztere selbst wesentlich vermindert habe, d. h. ohne Auswanderung würden wir schwerlich im Durchschnitt längerer Perioden in den grossen Auswanderungsgebieten — diese als Ganzes betrachtet, im Unterschied von einzelnen Landestheilen, wo notorisch mehrfach die Bevölkerung durch die Auswanderung abgenommen hat oder stabil geworden ist — eine grössere Zunahme der Bevölkerung haben als mit der Auswanderung⁴¹⁾.

Hieran wird wohl weder die von Dr. Hübbe-Schleiden geforderte „Erstlingsthat“ in der Erwerbung von Colonialbesitz, noch die Errichtung eines von demselben Autor befürworteten „Ueberseeischen Amtes“ etwas ändern können⁴²⁾.

Trotz alledem wird die Agitation für Auswanderung und Colonialerwerb immer populär bleiben, weil die Meinung, man könne der anwachsenden Bevölkerung zu jeder Zeit den nöthigen Abfluss verschaffen, sehr verbreitet ist. Von den inneren Schwierigkeiten, welche der Organisation einer Massenauswanderung anhaften, giebt man sich keine Rechenschaft; es scheint so, als hinge es nur von dem guten Willen der Regierung ab, die erforderlichen Maassregeln in Wirksamkeit zu setzen. Aber dies ist ein Irrthum. Wenn man schon zur Regelung der Auswanderung etwas thun will, so geschieht dies am besten durch die von Dr. Fabri in Vorschlag gebrachten „Colonisationsvereine“. Es wird hierdurch wenigstens möglich sein, den Strom der Europamüden auf einen bestimmten Punkt (Südbrasilien?) hinzulenken und so zu verhüten, dass unsere Auswanderer Sprache, Sitte und Nationalität abstreifen. Ein wirkliches Heilmittel gegen Uebervölkerung kann ich aber — wie schon früher gesagt — in der Auswanderung nicht erblicken.

Wir sind gegenwärtig vor die Alternative gestellt: entweder unseren starken Geburtenzuwachs durch Erschwerung der Eheschliessungen und andere Maassregeln einzuschränken, oder zu dulden, dass das chronische Massenelend in unserem Staatskörper weiter wuchert und noch mehr um sich greift. Ein drittes giebt es nicht.

41) Grundlegung der Volkswirtschaft, 2. Aufl. S. 481.

42) Ueberseeische Politik, 1881. S. 141 u. 142.

V.

Schlusswort.

Nicht die Vervielfältigung der Menschen ist zu wünschen, sondern ihr Glück.

Montesquieu.

Wieviel Länder hat es gegeben, wo die Menschen hätten zufrieden und glücklich sein können, wenn ihrer nur weniger gewesen wären.

Walter Bagehot.

Die in den vorhergehenden Capiteln mitgetheilten Thatsachen werden in dem Leser die Ueberzeugung wachgerufen und befestigt haben, dass 1) Uebervölkerung das allerdrückendste sociale Uebel ist, und dass 2) dieses Uebel in denjenigen Familien seinen Ursprung nimmt, wo aus Leichtsinne eine Erzeugung von mehr Kindern stattfindet, als mit Hilfe der vorhandenen Subsistenzquellen gut ernährt und erzogen werden können.

Es ist eine unabweisbare Pflicht der Wissenschaft, diesen Wahrheiten so viel Relief zu geben, dass sie fernerhin nicht mehr ignoriert werden können. Sache der staatlichen und privaten Praxis aber wird es sein, die Mittel ausfindig zu machen, wie die Erzeugung und Vertheilung der Mittel zum Lebensunterhalt und die Vermehrung der Menschen in ein logisches Verhältniss zu einander gebracht werden können. Zur Vermeidung einer falschen Auffassung des Gesagten füge ich hinzu, dass es allerdings nicht hinreichend sein dürfte, durch bloss einseitige Niederhaltung der Volksvermehrung jenes Verhältniss herzustellen. In den Maassnahmen, welche darauf abzielen, der übermässigen Bethätigung der Reproductionskräfte einen Zügel anzulegen, ist zwar ein bedeutender Schritt nach vorwärts zu erblicken, aber es wird uns dadurch keineswegs die Mühe erspart, zur Einführung positi-

ver Reformen die Hand anzulegen. Nur die Aussicht auf den Erfolg unserer diesbezüglichen Bemühungen wächst um ein Beträchtliches, wenn der überlastende Druck prosaischer Nahrungs- und Erziehungsorgen nicht mehr die ganze Volkskraft ausschliesslich in Anspruch nimmt.

Die von Löhnen lebende Bevölkerung kann allerdings, das ist ganz zweifellos, durch eine absichtliche Hemmung ihrer Zunahme eine Steigerung des Arbeitsertrages und eine Herabminderung des Capitalzinses hervorrufen — aber ein gesunder Fortschritt wird nur auf dem Wege einer gegenseitigen Verständigung zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern, nicht dadurch, dass beide Theile sich feindlich gegenüber treten, herbeigeführt werden können.

Julius v. Kirchmann berechnete schon 1866 theoretisch ganz richtig, dass, wenn der in Preussen herrschende durchschnittliche Zinsfuss von $4\frac{1}{2}$ Prozent in Folge einer langsameren Zunahme der Arbeiterbevölkerung und des hierdurch veränderten Concurrenzverhältnisses nur um 1 Prozent sinken würde — dann 150 Millionen Thaler Werthes an dem jährlichen Landesproducte nicht mehr in die Hände der Capitalisten, sondern in die der Arbeiter fliessen müsse. Um soviel stiege also der Antheil der letzteren an dem jährlichen Totalproducte, was bei 3 Millionen Arbeiterfamilien ungefähr pro Kopf 50 Thaler ausmachen würde. Zu welchem Zwecke freilich eine solche oder noch weiter gehende Erhöhung der Lebenshaltung anzuwenden sei, das kann sich bei dem Einzelnen nur aus dem Grade seiner intellectuellen und moralischen Bildung ergeben. Hier wäre dann der Punkt, wo die pecuniär und gesellschaftlich höher stehenden Klassen einzugreifen und im Sinne einer wahrhaft humanen Volkserziehung thätig zu sein hätten. Zunächst ist allerdings weder in den höheren Klassen der hierfür nöthige Sittlichkeitsstandpunkt, noch in den niederen Volksschichten der Bildungsgrad erreicht, an dem humanisirende Bestrebungen höheren Styles Anknüpfung finden könnten.

An dieser doppelten Unzulänglichkeit werden vor der Hand auch alle Unternehmungen des sogenannten practischen Christenthums scheitern müssen.

Trotz alledem muss der Boden für die Saat der Zukunft vorbereitet werden. Nichts ist unfruchtbarer als der stereotype Zweifel an dem endlichen Siege des Guten. Wir tragen die Verheiss-

ung eines besseren irdischen Looses in unserer Brust und nur nach Maassgabe des Antheils, den ein Mensch direct oder indirect an der Lösung dieser höchsten Aufgabe nimmt, ist sein Leben edel und werthvoll.

Es will uns Menschen, die wir an der Spitze der lebenden Wesen stehen und uns so gern für die Krone der Schöpfung halten, schwer zu Sinnen: dass eine Stufe zu unserem Glück in der Niedrighaltung unserer Anzahl gelegen sein soll. Die Biologie liefert uns zwar Material in Fülle zum Beweise dafür, dass alles Elend und alle Noth im Organismenreiche vorwiegend auf das Missverhältniss zurückzuführen ist, in welchem Nahrungsbedürfniss und Zeugungslust zu einander stehen — aber im Begriff uns von diesem überreichen Materiale überzeugen zu lassen, tönt uns das alttestamentliche „Seid fruchtbar und mehret Euch“ ins Ohr und wir werden unschlüssig, ob wir dem Bibelworte oder der Mahnung unseres Verstandes Folge geben sollen. Es ist dies ein schweres Dilemma und ich bin weit davon entfernt, es unbegreiflich zu finden, wenn Jemand lieber jenem alttestamentlichen Gebote als den Forderungen des Malthusianismus nachlebt.

Sich einen Genuss zu versagen oder nicht ganz in der Vollständigkeit zu geniessen, wie dies wohl angängig wäre — das ist allerdings nicht so angenehm und auch nicht so bequem, wie das Laisser-aller in Dingen, welche die Befriedigung der Naturtriebe betreffen. Schon Lord Byron hatte sich diese Sachlage klar gemacht. In seinem Don Juan polemisiert er mehrfach gegen Malthus' Lehre von der Beschränkung der Volksvermehrung. Unter anderem sagt er:

„..... Das Leben wird dabei ascetisch
Oder die Ehe selbst wird arithmetisch“⁴²⁾.

Letzteres ist allerdings wahr, aber ist das ein Unglück? Bei der Mehrzahl der Menschen ist das ganze Leben ein fort dauern- des Rechenexempel; manche Eheleute aber würden im Allgemeinen weniger zu rechnen brauchen, wenn sie sich den physiologischen Genüssen, zu denen die Ehe Veranlassung giebt, mit etwas mehr Vorbedacht hingeben wollten.

42) Lord Byrons Werke (Gildemeisters Uebersetzung), 5. Band 1866. S. 38.

Etwas „Arithmetik“ in dieser Beziehung zu üben, erscheint mir durchaus nicht verwerflich. Eine Belehrung freilich, wie dies im Speziellen zu geschehen habe, kann hier nicht ertheilt werden. Diese ist im Sprechzimmer des Arztes oder an anderer geeigneter Stelle einzuholen. Gewisse Dinge, auch wenn sie nichts weniger als unsittlich sind, eignen sich trotzdem nicht zur öffentlichen Erörterung, und ich missbillige es, wenn wie in England, Vorträge über Kleinhaltung der Familien gehalten werden. Das Gefühl der Schamhaftigkeit darf niemals verletzt werden, wenn dem sexuellen Verkehr die Weihe verbleiben soll, die ihm nothwendig ist als Träger des ethischen Zweckes aller ehelichen Gemeinschaft. Man heirathet nicht des Sinnengenusses, sondern der Befriedigung edlerer Triebe wegen, die auch dann noch fortbestehen, wenn Alter und Krankheit das Feuer der Jugend gedämpft haben.

Welcherlei Art diese höheren Beziehungen zwischen Mann und Weib sind, das hat der grösste deutsche Dichter in folgenden elegischen Strophen ausgesprochen:

In unseres Busens Reine wogt ein Streben,
Sich einem Höhern, Reinern, Unbekannten
Aus Dankbarkeit freiwillig hinzugeben,
Enträthselnd sich dem ewig Ungenannten;
Wir heissen's fromm sein! Solcher seligen Höhe
Fühl' ich mich theilhaft wenn ich vor ihr stehe.

Vor ihrem Blick, wie vor der Sonne Walten,
Vor ihrem Athem, wie vor Frühlingslüften,
Zerschmilzt, so längst sich eisig starr gehalten,
Der Selbstsinn tief in winterlichen Gräften;
Kein Eigennutz, kein Eigenwille dauert,
Vor ihrem Kommen sind sie weggeschauert.

Wenn auch nicht jeder gewöhnliche Erdensohn fähig ist, in dem Grade wie Göthe es war, den edleren Gefühlen der Liebe so vollendeten Ausdruck zu geben, so sind die obigen Zeilen in ihrer Klarheit doch nur der Dolmetscher des Menschenherzens überhaupt, das, wenn es nicht durch Rohheit verkommen ist, in der Ehe mehr sucht, als die blossе Gelegenheit zur „fleischlichen Vermischung.“

Aber eben darum — so höre ich die Gegner der in dieser Schrift vertretenen Ansicht ausrufen — weil die Ehe mehr ist als eine blossе physiologische Wechselbeziehung der beiden Geschlechter, eben darum wollen wir nicht, dass letzteres Moment

durch eine specielle Untersuchung und Besprechung hervorgekehrt werde. Am allerwenigsten wünschen wir aber, dass sich der Mensch erkühne, einen Naturmechanismus, den Gott in Gang gesetzt hat, zu corrigiren.

Darin gipfelt auch der Einwurf, den mir Dr. Friedrich Fabri in einem offenen Sendschreiben anlässlich der ersten Auflage dieser Broschüre gemacht hat.⁴³⁾ Fabri hält eine vorbedachte Vereitelung der Conception für unmoralisch, weil der Mensch sich durch Vornahme einer solchen Handlung an die Stelle der göttlichen Vorsehung setze und sich einen frevelhaften Eingriff in das Walten dieser Macht erlaube. Ich habe diesen Einwand schon damals für hinfällig erklären müssen und ich verharre auch heute noch bei dieser Meinung, weil ich sehe, dass der Mensch — ohne dass irgend Jemand den Vorwurf der Unmoralität erhebt — in einer grossen Anzahl von Fällen bereits in das Walten der Vorsehung (im Fabri'schen Sinne) eingreift, resp. sich an deren Stelle setzt. So beruht doch beispielsweise die gesammte Thier- und Pflanzenzucht auf dem Umstande, dass der Mensch nach individuellem Ermessen die ihm werthvoll erscheinenden Exemplare zur Nachzucht auswählt und eine Befruchtung der geringeren absichtlich verhindert. Hier kommt es Niemandem bei von Unsittlichkeit zu sprechen. Da nun aber die Erzeugung eines Thieres oder einer Pflanze (vergl. unser I. Kapitel) auf ganz analogen entwicklungsgeschichtlichen Vorgängen beruht, wie die Erzeugung eines Menschen, so müsste man folgerichtig auch das Geschäft des Viehzüchters und Kunstgärtners mit dem Anathema belegen. Es wäre genau derselbe Anlass dazu vorhanden. Man müsste schliesslich auch darauf verzichten, Krankheiten zu heilen und gesellschaftliche Uebelstände zu beseitigen, um der Vorsehung, die doch bei Allem, was in der Welt geschieht, im Spiele ist, nicht vorzugreifen.

Da nun aber die Bevölkerungsbeschränkung in letzter Instanz darauf ausgeht, die grosse Sterblichkeit in den ärmeren Klassen durch Verbesserung der Ernährungsverhältnisse zu vermindern, so ist sie gerade so moralisch und berechtigt, wie die ärztliche Hilfe in Krankheitsfällen. Wenn freilich das an und für sich löbliche Prinzip der Reproductionseinschränkung dem Egoismus

43) Ein dunkler Punkt. Gotha 1880, S. 34 u. ff.

in der Weise dienstbar gemacht wird, wie dies von Seiten der französischen Bauernbevölkerung (insbesondere in der Picardie) geschieht: so liegt ein Missbrauch vor, der ebenso wie jeder andere Missbrauch verwerflich ist.

Um der Wahrheit die Ehre zu geben und nun nichts zu verschweigen, was zur Klärung des wichtigen Punktes, der uns hier beschäftigt, dienen könnte, muss ich erwähnen, dass neuerdings der Geh. Medicinalrath Dr. Mettenheimer (Schwerin) mit einer nicht misszuverstehenden Anspielung auf die vielfach im Schwange gehenden anticonceptionellen Mittel die Frage aufgeworfen hat: ob es ein Fortschritt sei, Sklave von Schwämmchen und Häutchen zu werden? Er beantwortet diese Frage mit einem unbedingten Nein, und spricht sein Verdammungsurtheil über alle Maassnahmen aus, welche darauf abzielen, die Zunahme der Bevölkerung auf künstliche Weise zu beschränken.⁴⁴⁾

Geheimrath Mettenheimer sieht jedoch, glaube ich, etwas zu schwarz, wenn er befürchtet: die Menschheit werde sich, wenn die anticonceptionelle Praxis allgemeiner zur Ausübung komme, „die Erzeugung von Kindern ganz abgewöhnen und sich an der blossen Cohabitation genügen lassen.“ Es sind dies seine eigenen Worte. Die darin ausgesprochene Befürchtung dürfte aber wohl auch im allerextremsten Falle nicht zur Thatsache werden, weil jedes menschlich fühlende Ehepaar mit Vergnügen soviel Kinder aufziehen wird, als ihm seine Verhältnisse gestatten. Das süsse Bewusstsein der Elternschaft ist so verlockend, dass der Wunsch desselben theilhaftig zu werden, nur durch die harte Noth des Lebens und durch drückende Sorge zum Verstummen gebracht werden kann. In solcher Lage ist es dann aber gewiss besser, wenig Kinder zu haben und diese gut zu erziehen, als eine Ueberzahl von Wesen ins Dasein zu rufen, für deren Zukunft nicht gesorgt ist. Proletarier in die Welt zu setzen, ist eine der schwersten Verantwortlichkeiten, die ein Mensch auf sich nehmen kann.

Noch weniger haltbar scheint mir die Behauptung Dr. Mettenheimers, wenn derselbe es für ein Verbrechen an der Gesellschaft erklärt „Leben das gezeugt werden könnte, ungezeugt zu lassen“. Von diesem Satze könnte man ganz sonderbare Consequenzen ableiten. Sollte der darin enthaltenen Auf-

44) Vergl. Betz's Memorabilien, 28. Jahrgang, 1883, Heft 1—3.

forderung buchstäblich nachgekommen werden, so müsste jeder junge Mann mit 17 oder 18, und jedes junge Mädchen mit 14 oder 15 Jahren in die Ehe treten, denn durch Aufschub der Geschlechtsverbindung im zeugungsfähigen Alter bleibt sehr viel Leben, das gezeugt werden könnte, ungezeugt. Im Interesse der bürgerlichen Ordnung aber, die es in diesem Falle nicht gestattet, dass das Gemeinwesen mit einer Unzahl von Kindern überschwemmt wird, die von ihren Erzeugern nicht ernährt werden können — im Interesse ganz derselben Ordnung muss es auch liegen, dass Eltern, die nur ihre Armuth und ihr Elend fortpflanzen können, das Zeugen ganz unterlassen. Enthaltung von aller Cohabitation aber ist innerhalb der ehelichen Gemeinschaft nicht zu verlangen, also bleibt im letzteren Falle nur sich beständig vermehrender Pauperismus oder anticonceptioneller geschlechtlicher Verkehr übrig. Einen Ausweg aus dieser Alternative giebt es nicht.

Mit Bezug auf die Empfehlung des präventiven Verkehrs aber bemerkt Dr. Mettenheimer abmahnd: „Wer kann bemessen, um welche Vortheile, um welche Leistungen auf geistigem und körperlichem Gebiete ein Volk sich durch künstliche Verhinderung der Empfängniss, durch Nichtzeugung lebenswürdigen Lebens bringt“?

Hiergegen ist zu erwidern, dass wir auch bezüglich der colosalen und durch das Zeugungsübermaass hervorgerufenen Kindersterblichkeit (vergl. Capitel IV) nicht bemessen können, wieviel Talent und geistige Kraft mit denen wieder begraben wird, die eben erst das Licht der Welt erblickt haben. Mit solchen Faktoren lässt sich gar nicht rechnen; wir verlieren uns sonst in einen Nebel von blossen Wahrscheinlichkeiten.

Nur in einem Punkte fühle ich mich veranlasst, den Mettenheimer'schen Betrachtungen, die ich auch den Gegnern zur Lectüre empfehle, nicht von vornherein entgegenzutreten. Es betrifft dies die Wirkung des Coitus reservatus auf den Organismus der Frau.

Es verdient in der That gründlich untersucht zu werden, ob die von Dr. Mettenheimer bezeichneten Krankheitszustände⁴⁵⁾ wirklich in Folge der Anwendung von anticonceptionellen Maass-

45) Betz's, Memorabilien. 1883. I. Heft. S. 17 u. 18.

nahmen eintreten. Ist dies der Fall und könnte gezeigt werden, dass physische Schäden als sichere Folgen einer wie auch immer prohibirten Conception auftreten, so müsste der präventive geschlechtliche Verkehr unbedingt verworfen werden. Aber der Beweis dafür, dass solche Schädlichkeiten als Consequenzen der von den Neo-Malthusianern in England, Deutschland und Holland geübten Praxis sich herausstellen, ist bislang noch nicht geliefert. Auch Bergeret, ein französischer Arzt, der sich mit der Erbringung dieses Nachweises beschäftigt hat, ist nicht in der Lage gewesen, über allen Zweifel erhabene Thatsachen vorzuführen. Wohl aber kann der gegentheilige Beweis voll erbracht werden, nämlich der, dass in Folge übermässiger Geburtenhäufigkeit das Schicksal der Frau (auch in civilisirten Staaten) ein so trauriges ist, dass im Vergleich dazu ein Lastthier um seine Stellung im Leben beneidet werden kann.

Dies spricht sich übrigens auch schon in der Thatsache aus, dass die Lebensversicherungen Frauen im gebärfähigen Alter nur ungern aufnehmen. Thuen sie es aber, so geschieht es mit einem recht erheblichen Prämienaufschlag. Manche Gesellschaften lassen ihrem Arzte ganz unverblümt durch den Agenten wissen, dass der Eintritt von Männern weit lieber gesehen werde, als der von Frauen. Statutarisch freilich lässt sich so etwas nicht festsetzen — das widerspräche dem affectirt philanthropischen Charakter des Zeitalters. Aber was lehrt uns diese „Usance“ der Versicherungsgesellschaften? Offenbar das, dass das Leben des Weibes, unserer Eehälfte, factisch einen geringeren Werth hat, als das des Mannes. Das ist ein grosser Missstand. Denn hat das Weib in socialer Beziehung dieselben Pflichten wie der Mann, so gebühren ihm auch dieselben Rechte wie letzterem, vor Allem hat es ein Anrecht auf dieselbe Lebensdauer wie dieser.

Wie schon betont wurde, muss allzugrosse Geburtenhäufigkeit als ein die Gesundheit erschütternder und das Leben gefährdender Faktor angesehen werden. Jeder Arzt weiss das, aber bisher ist von Niemand die Initiative zu einer practischen Bekämpfung jener Misère ergriffen worden. Da erschien vor circa Jahresfrist eine Schrift von Dr. C. Hasse „Über facultative Sterilität, beleuchtet vom prophylactischen und

hygienischen Standpunkte⁴⁶⁾, in welcher ein sehr geachteter Flensburger Arzt Front gegen den Hyperidealismus macht, der auch das zweckmässigste Mittel verwirft, wenn es nicht in sein System passt. Diese Schrift enthält eine grosse Anzahl ergreifender Krankengeschichten, die uns ahnen lassen, wieviel Kummer und Elend im Verborgenen am Glück der Familien und somit auch an der Volkskraft zehren. Die ebenfalls mitgetheilten freudigen Ergebnisse des Verfahrens, welches Dr. Hasse um das Leben seiner Clientinnen zu erhalten, eingeschlagen hat, dürften in ärztlichen Kreisen das grösste Interesse erregen, weil sie einen Weg angeben, das Leben der Frau auch in solchen Fällen zu erhalten, wo es bislang mit fast mathematischer Gewissheit als verloren zu betrachten war. Dr. Hasse — der übrigens in der kürzlich erschienenen 3. Auflage seiner Schrift den Schleier der Pseudonymität fallen lässt⁴⁷⁾ — kommt auf Grund einer nahezu 20jährigen practischen Erfahrung zur Aufstellung nachstehender These, gegen die wohl triftige Gründe kaum ins Feld geführt werden können. Diese These lautet:

„Wo das Leben, die Wohlfahrt und Gesundheit der Mutter, durch fernere Schwangerschaft (gleichviel, welche Nebenumstände dies bedingen), irgendwie gefährdet erscheint, ist es Pflicht des Menschenfreundes, Conception zu verbieten und fakultative Sterilität eintreten zu lassen.“

Was unter letzterem Ausdrücke zu verstehen ist, erklärt Dr. Mensinga eingehend in einem Supplement zu seiner Schrift; es genügt hier zu bemerken, dass facultative Sterilität gleichbedeutend ist mit Verhütung der Conception. „Schutz der Mutter vor frühzeitigem Tod!“ — das ist der edle und durchaus sittliche Zweck, den Dr. Mensinga mit seiner Maassnahme verfolgt. „Niemand wird dem Grundsatz widersprechen“ — sagt unser Autor — „dass der Vater zur ersten Erziehung des Kindes viel eher entbehrt werden kann als die Mutter; dass also den mehr gefährdeten Müttern der grösstmögliche Schutz gegen Krankheit und Tod geboten werden muss, und dass die Kunst erst dann ihre volle Aufgabe gelöst hat, wenn jegliche Gefahr von dem unersetzlichen Leben nach bestem Wissen und Gewissen fern gehalten

46) Leipzig und Neuwied, 1882.

47) Der wirkliche Autor ist: Dr. med. Mensinga in Flensburg.

ten wird, während es gleichgültig erscheint, ob die Gefahr von somatischer oder socialer Seite her droht.“

Auch für den Fall also, wo die abermalige Geburt eines Kindes Nahrungssorgen und Aufregung in einer Familie bringen und so auf indirecte Weise die Gesundheit der Mutter untergraben würde, will Dr. Mensinga die facultative Sterilität befürworten.

Der letztere Fall ist nun aber der bei weitem häufigere, und im Mittelstande sowohl wie unter der Arbeiterbevölkerung gehen zahllose Mütter an den indirecten Folgen einer allzuhäufigen Gravidität zu Grunde. Da entsteht also nun die allgemeinere, über das Gebiet des Arztes hinausgreifende Frage: ob facultative Sterilität (resp. präventiver geschlechtlicher Verkehr) auch in dem Sinne prophylactisch angewendet werden darf, dass man durch absichtliche Kleinhaltung der Familie es gar nicht erst zu jener ausdorrenden Lebensnoth kommen lässt, durch welche das eheliche Leben von Tausenden und aber Tausenden vergiftet und in eine Hölle verwandelt wird.

Ich würde vollständig befriedigt sein, wenn ich mit Veröffentlichung dieser Broschüre Anlass dazu geben könnte, dass die bezeichnete Frage einmal gründlich discutirt wird. Einem Uebel wird nicht damit abgeholfen, dass man ein vornehmes Schweigen darüber beobachtet und thut, als ob man es nicht sähe; es ist besser und humaner, die Augen offen zu halten und ohne Voreingenommenheit sich mit den Thatsachen zu befassen, auch wenn diese nicht so sind, wie sie sein sollten.

Dass übrigens die Frage der Volksvermehrung gegenwärtig auch solche Kreise zu beschäftigen anfängt, die früher betreffs derselben eine scheue Zurückhaltung bewahrten, beweist mir die kürzlich erschienene Schrift „eines Geistlichen“, der über die Beschränkung der Bevölkerungszunahme klarer denkt, als mancher Socialpolitiker von Fach⁴⁸⁾. Eine andere Broschüre, die mir gleichzeitig mit der eben genannten zu Gesicht kommt, behandelt die Frage: „Sind viele Kinder ein Segen?“ und giebt in einer Reihe von Kapiteln eine ungemein klare und allgemeinverständliche Erörterung derselben Fragen, mit denen ich mich im

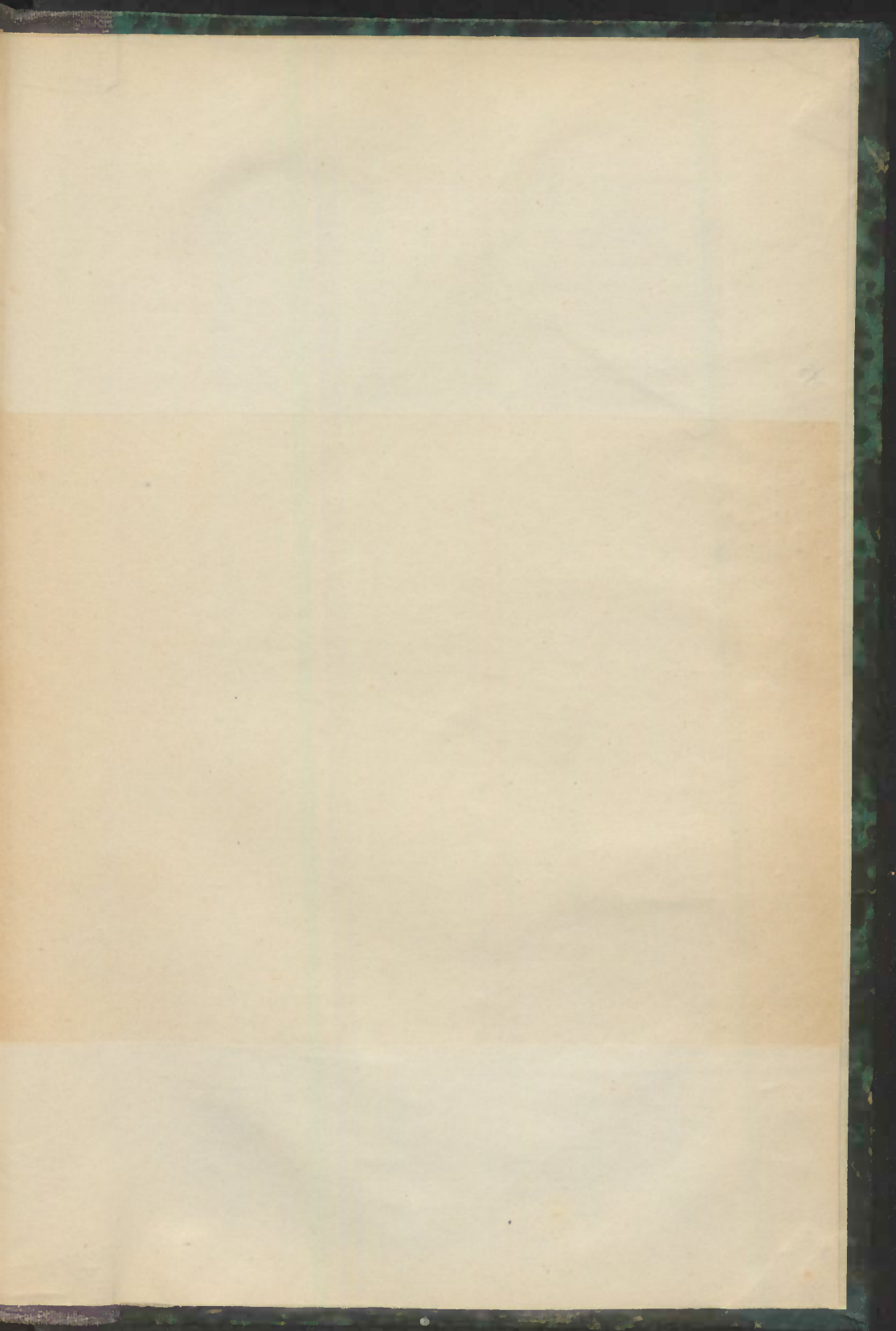
48) Die Beschränkung der Bevölkerungszunahme von socialen und ethischen Gesichtspunkten beurtheilt. Leipzig 1883.

Vorstehenden beschäftigt habe⁴⁹⁾. Alle diese literarischen Erscheinungen liefern den Beweis dafür, dass die Frage der Volksvermehrung eine brennende geworden ist und nicht mehr abgewiesen werden kann. Fragen zweiter Ordnung kann man todt-schweigen oder umgehen. Ohne eine gründliche Erörterung der Bevölkerungsfrage aber giebt es auch keine brauchbare Socialpolitik!

49) J. Stern: Unbeschränkte Volksvermehrung. Stuttgart 1883.

Vorstehenden beschäftigt habe⁴⁹⁾. Alle diese literarischen Erscheinungen liefern den Beweis dafür, dass die Frage der Volksvermehrung eine brennende geworden ist und nicht mehr abgewiesen werden kann. Fragen zweiter Ordnung kann man totschweigen oder umgehen. Ohne eine gründliche Erörterung der Bevölkerungsfrage aber giebt es auch keine brauchbare Socialpolitik!

49) J. Stern: Unbeschränkte Volksvermehrung. Stuttgart 1883.

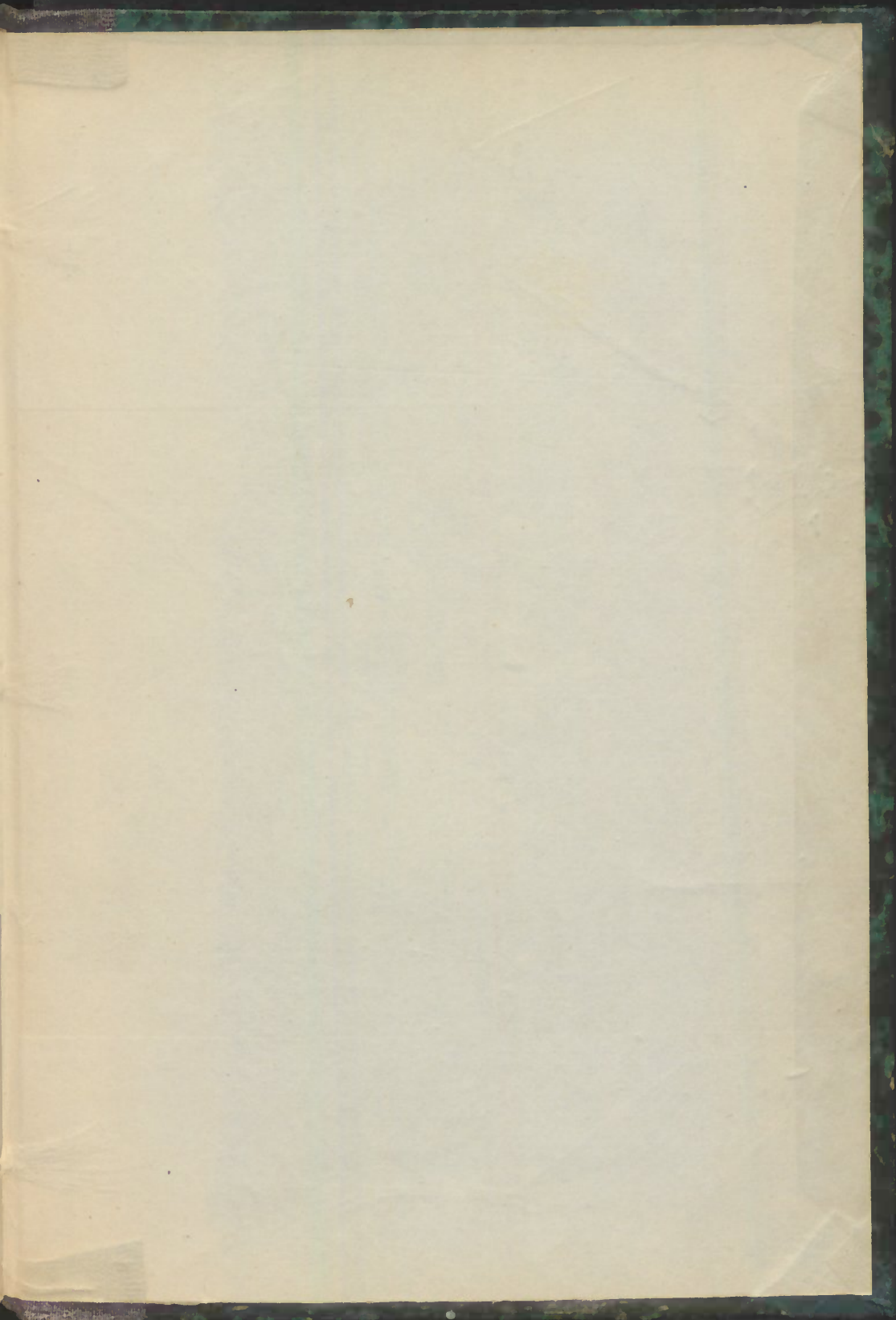


Druckfehlerberichtigung.

- S. 34 (Z. 17 v. u.) muss es heissen: Argumentation, anstatt „Argumentalien“.
S. 38 (Z. 21 v. o.) „ „ „ verstandesmässige, anst. „standesmässige“.
S. 43 (Z. 16 v. o.) „ „ „ fatalistisch, anst. „fatalisch“.
S. 44 (Z. 4 v. u.) „ „ „ Sterbefälle, anst. „Sterbefülle“.
S. 46 (Z. 16 v. u.) „ „ „ Es steigert sich, anst. „es steigert“.
S. 47 (Z. 2 v. o.) „ „ „ psychisch, anst. „physisch“.
S. 75 (Z. 5 v. o.) „ „ „ um, anst. „nun“.

Leibniz-Institut für Wirtschaftswissenschaften
Leibniz-Institut für Wirtschaftswissenschaften
Leibniz-Institut für Wirtschaftswissenschaften
Leibniz-Institut für Wirtschaftswissenschaften
Leibniz-Institut für Wirtschaftswissenschaften
Leibniz-Institut für Wirtschaftswissenschaften
Leibniz-Institut für Wirtschaftswissenschaften
Leibniz-Institut für Wirtschaftswissenschaften
Leibniz-Institut für Wirtschaftswissenschaften
Leibniz-Institut für Wirtschaftswissenschaften

Leibniz-Institut für Wirtschaftswissenschaften



206\$08410631

